

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Speditoren:
 „Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preissliste eingetragen.

Nr. 26.

Sonnabend, den 27. Juni 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Soziales aus Oesterreich. — Der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn im Lichte der Sozialreform. — Die Stellung des Kaisers in der Verfassung und in der Wirklichkeit. — Aus dem Budget der Europäischen Staaten. — Aus dem sozialen Leben. — Gedicht. — Novelle. — Das Jahr 2000. — Soldatenbriefe. — Ueber die Vernichtung des Bauernstandes. — Arbeiter-Aristokratie. — Die Hungerkur.

Die Postabonnenten unseres Blattes erinnern wir daran, vor Monatschluß ihr **Abonnement zu erneuern**, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird. **Postzeitungskatalog Nr. 893. Preis pro Quartal Mk. 1,50 (bei Selbstabholung), durch Briefträger ins Haus 1,65 Mk.**

Die Kreuzbandabonnenten bitten wir, wenn möglich, vom 1. Juli an **direkt von der Postanstalt zu beziehen**, da die Expedition sich dadurch bedeutend vereinfacht. Wo Kreuzband weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht, sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. Juli an nicht weiter.

Abonnements nimmt jede Postanstalt an. Neu hinzutretende Abonnenten können beide Quartale dieses Jahrganges zum Preise von 3,— Mark nachgeliefert erhalten.

Aus der Woche.

In Mannheim waren zwei Ersatzreservisten, weil sie eine Kontrollversammlung versäumt hatten, zu einer 48stündigen Arreststrafe verdonnert worden. Damit ihnen die ganze Schwere ihres Verbrechen so recht zu Gemüthe geführt wurde, gab man ihnen während der ganzen Zeit auch nicht eine Brotkruste zu essen. Die beiden Reservisten scheinen sehr gut genährte Leute gewesen zu sein, sonst wäre es ihnen jedenfalls so ergangen, wie dem blödsinnigen Bettler in Oesterreich, den man über die Feiertage ins Loch steckte, vergaß, verhungern und halb von den Ratten auffressen ließ. Billig ist ein derartiges Verfahren, das stimmt; die Heimathsgemeinde des — Arbeitsunfähigen war mit einem Schlage die Armenunterstützung los.

Die französische Akademie hatte unlängst einen Preis von 20 000 Franks für das beste Werk in Geographie oder Geschichte zu vergeben. Ihr Ausschuss schlug den ersten zeitgenössischen Geographen Elysee Reclus als den der Auszeichnung würdigsten vor. Aber da kam sie schon an. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei, aber ihre Träger müssen Sklaven des Kapitalismus sein, wenn sie vorwärts kommen wollen. Nun ist Reclus unbestritten der erste seines Faches, er ist aber auch einer der Hauptvertreter des theoretischen Anarchismus; deshalb erhielt nicht er den Preis zuerkannt, sondern die Witwe eines verstorbenen Geschichtsschreibers, den außer seinen engeren Fachgenossen niemand kannte auf der ganzen Welt. Das Bürgerthum ist konsequent auch in seinem Haß.

Der Stöcker hat eine für das öffentliche Leben wichtige Erfindung gemacht. Im konservativen Wahlverein des 2. Wahlkreises hielten die Konservativen unlängst eine Versammlung für die Beibehaltung der Kornzölle ab. Bei der Abstimmung waren 15 Personen gegen die regierungsfreundliche Resolution. Da erhob sich der Stöcker in seiner ganzen Größe und sprach: Ich konstatiere die einstimmige Annahme, die Leute, welche dagegen stimmten, zählen nicht, auf den Einladungen stand, daß wir uns hier für die Zölle erklären werden. Bravo, Stöcker! Die Jesuiten brauchen nicht mehr zurückberufen werden. Sie sein schon da.

Mit welchem Uebermuth manche Behörden gegen das Volk vorzugehen sich erlauben, beweist folgende Thatsache. In Ingolstadt in Bayern gaben die Bezirksämter bekannt, daß während der Monate Juni bis September

zur Abhaltung von Tanzmusik keine Bewilligung erteilt wird, da „diese Vergnügungen durchaus nicht in Einklang stehen mit den allenthalben vorgebrachten Klagen über schlechte Zeiten.“ Kurz vor Ausbruch der französischen Revolution rief ein Hofmann dem nach Brot schreienden Volke zu: „Freßt Gras!“ Die Zeiten ändern sich, aber der Hochmuth der Dickbäuche wird erst mit seinem letzten Träger aussterben.

Der preussische Unterrichtsminister sucht jetzt auch die Lehrer an die Scholle zu fesseln. Sie sollen in keinem anderen Regierungsbezirk angestellt werden, ohne die Genehmigung der Regierung des Bezirkes, in welchem sie bisher amtierten. Dadurch will man erstens die Lehrer auf schlechtbezahlten Stellen festhalten; der heutige Staat ist gerade so schafel wie der letzte Arbeiterkinder. Zum andern scheint man den Lehrern, die man jetzt als Vorposten im Kampfe gegen die Sozialdemokratie verwenden will, nicht recht zu trauen. Also Haum und Bügel her, damit das Arbeitspferd, — für was anderes hat man ja den Lehrer auch nie angesehen — nicht zu äppig wird, und am Ende gar über die Stränge springt, und — der rothen Fahne nachläuft.

Bei dem festlichen Schluß des preussischen Landtages war der Vertreter für Ober- und Niederbarnim, Abgeordneter von **Veltheim** auf Schönsließ bei Hermsdorf in der Mark der Einzige, welcher schwarze enge Hosen und Badelstrümpfe angelegt hatte. O, wie weit liegen hinter uns die Zeiten der alten Germanen. Unter so viel hundert Personen wagt ein einziger, seine Waden zu zeigen! Es ist rein zu Verzweifeln.

Bismarck hat zu dem Vertreter des deutschen Ziegler- und Kalkbrennereivereins vor einigen Tagen gesagt: „Ihr Gewerbe war mir vom Anfang an sympathisch.“ Das glauben wir ihm aufs Wort. Ihm war seit jeher alles sympathisch, das ihm Geld brachte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Welt auch, daß Bismarck Ziegeleibesitzer und Kalkbrenner sei. Der Mann ist vielseitig. Schnapsbrenner, Papierfabrikant, Holzhändler und Kornvertheurer — fast jeder Paragraph des Zollgesetzes vermehrt seine Einnahmen. Und da sagen noch immer welche, er wäre kein großer Mann.

Das **Wildschadengesetz** ist im Abgeordnetenhaus in namentlicher Abstimmung mit 175 gegen 97 Stimmen angenommen worden. 161 Abgeordnete fehlten! Für dies Gesetz stimmten fast sämtliche Konservativen und Freikonservativen, die Mehrheit der Zentrumsparthei (35 dafür, 24 dagegen, 36 fehlten!) und einzelne Nationalliberale. Durch Annahme dieses Gesetzes hat die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, welche bei der Kornzolldebatte von Bauernfreundlichkeit überfloß, einmal für jeden Bauern klar und deutlich gezeigt, weß Geistes Kind sie ist. Jeder Ersatzanspruch bei Wechselwild wurde gestrichen. An Stelle der Schadenersatzpflicht der Jagdpächter trat die Ersatzpflicht der Gemeinde (!) für den innerhalb ihres Jagdgebietes entstehenden Schaden. Die Gemeinde kann sich durch den Pachtvertrag Wiedererstattung der Wildschadensbeträge durch den Jagdpächter ausbedingen. Jedes gerichtliche Verfahren in Fragen des Schadenersatzes ist einfach ausgeschlossen; die Ortspolizei und der Kreisauschuß entscheiden. Treffend hat der nationalliberale Abgeordnete Franke die Schadenersatzpflicht der Landgemeinde unter Streichung der Regresspflicht der Waldbesitzer und Grundbesitzer von mehr als 300 Morgen im Abgeordnetenhaus dahin charakterisirt:

„Denken Sie sich, es kommen zwei Bauern A und B zu einem großen Herrn. Der eine sagt: „Ihr Hund hat meine Kuh todt gebissen!“ und der zweite sagt: „Ihr Hund hat auch meine Kuh todt gebissen!“ und beide bitten um Schadenersatz. Der betr. hohe Herr erwidert: „Schadenersatz wollt Ihr haben? Der Bauer A bezahlt dem Bauer B dessen todtegebissene Kuh, und der Bauer B bezahlt dem Bauer A dessen todtegebissene Kuh.“

Auf diese Weise arbeitet man dem Zug der Sozialdemokratie aufs Land entgegen.

In Krakau begann vor einem Erkenntnißgerichte ein **Geheimbundsprozeß** gegen acht junge Leute, Studenten

im Alter von 22 bis 26 Jahren. Dieser Prozeß gilt als Epilog der vorjährigen Studentenunruhen an den galizischen Hochschulen und die Untersuchung dauerte über ein Jahr. Die umfangreiche Anklage erzählt den Verlauf der Studentenbewegung seit den letzten drei Jahren und sucht aus den bekannten Thatsachen, welche im Vorjahre die Relegirung einer Anzahl von Studenten zur Folge hatten, den Beweis zu erbringen für das Vorhandensein einer geheimen Verbindung. Namentlich bespricht die Anklage sehr ausführlich die in Lemberg abgehaltene Studentenversammlung, deren Resolutionen sich gegen die Handhabung des Vereins- und Versammlungsgesetzes und gegen den Militarismus wandten. Auf Grund von Korrespondenzen, welche theilweise im Redaktionszimmer der Studentenzeitung „Dnisko“ vorgefunden und theilweise auf der Post ausgepöbel wurden, wird den Angeklagten vorgeworfen, daß sie mit den bekanntesten polnischen Sozialisten im In- und Auslande Verbindungen unterhielten. (!) Ferner wird der Gründung eines Verbandes aller polnischen Studentvereine Erwähnung gethan und der Nachweis versucht, daß das Programm dieses Verbandes sozialistische und zum Theile auch „patriotisch-revolutionäre“ Ziele verfolgte. Die einzelnen Angeklagten haben theils an der Gründung des Verbandes, theils an der Zeitschrift „Dnisko“ theilgenommen. Die Verhandlung wird mehrere Tage in Anspruch nehmen.

Ueber den Besuch des Kaisers beim Offizierscorps des 4. Garderegiments z. F. auf den Schießständen bei Spandau wird noch Folgendes mitgetheilt: Ein Offizier machte den Vorschlag, auch ein Wettlaufen zu veranstalten; der Kaiser ging sofort darauf ein. Es wurde eine Strecke von 200 Metern gemessen und eine große Anzahl nahm an dem Laufen theil. Auch der Kaiser stand nicht davon zurück. Sieger blieb hier ein junger Sekondelieutenant v. Malzhahn, der Kaiser erreichte gleich nach ihm, als zweiter, das Ziel.

Redakteur **Fusangel** wurde im Bochumer Steuerprozeß — verurtheilt und zwar wegen „Beleidigung“ diverser Ehrenmänner in 13 Fällen zu 5 Monaten, Redakteur **Lunemann** zu 2 Monaten Gefängniß! Das hat er davon, wenn er besonders hervorragenden Ehrenmännern auf die Haube steigt und sie entlarvt: er wird eingesperrt, der entlarvte Sünder bleibt nach wie vor „Ehrenmann“, wenn auch in partibus infidelium.

Wahrhaft erfrischend ist die Nachricht von dem **Verpöteliren des Peterspfennig-Fonds**. Vor einigen Tagen wurde gemeldet, in demselben sei ein Defizit von 10 Millionen Lire entdeckt worden; dann hieß es, der Papst habe alle Finanzbeamten des Vatikan aus dem Dienst gejagt. Jetzt meldet der Londoner „Chronicle“, in Folge schlechter Anlagen seien 13 Millionen Lire verloren gegangen. Geschieht dem Papst recht. Warum sammelt er Schätze, welche die Motten und der Rost fressen! Es wäre interessant, zu erfahren, wo eigentlich die vatikanischen Finanziers das viele Geld zugebrocht haben. Wenn sie es in Hypotheken oder sicheren Papieren angelegt hätten, so könnte dieser Krach wohl schwerlich eingetreten sein. Wahrscheinlich aber sah man mehr auf hohe Zinsen als gute Sicherheit. Das Zinsnehmen ist zwar bekanntlich durch die Bibel und diverse päpstliche Bullen verboten, aber bei den Pfaffen hat es stets geheissen: „Nichtet Euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken.“ Vielleicht erfährt man noch, ob der Papst seinen Schatz in gut christlichen „Anlagen“ verloren hat; es war ja viel die Rede von der „Katholisirung des Kapitals.“ Vielleicht aber hat der Papst praktische Erfahrungen in der Nationalökonomie machen wollen, die er für seine Encyklika über die Arbeiterfrage gebrauchte.

Rein, diese Barbaren! Tscheng-Ki-Tong, der bisherige chinesische Gesandtschaftssekretär in London, mußte wegen Verübung kolossaler Schwindeleien seinen Posten verlassen und wurde in China zum Tode verurtheilt. Daran merkt man, daß das Land viele Einwohner hat. Wenn man bei uns alle Schwindler aufhängen wollte, so würde das Land bald entvölkert sein.

Soziales aus Oesterreich.

Die Budapester „Arbeiterpresse“ schreibt: Nach 18 jährigem Bestand ist das Sozialistengesetz in Deutschland als fruchtlos aufgehoben worden, und siehe da, der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe hat dem Parlament den Entwurf eines Sozialistengesetzes vorgelegt, bei dessen Verkürzung sich das Staunen von Punkt zu Punkt steigert, und beim Durchlesen dieses Produktes staatsmännischer — Weisheit in einer ersten politischen Zeitung muß man stets wieder unwillkürlich das Blatt umwenden, um sich durch einen Blick auf den Titel zu vergewissern, daß man kein Wigblatt in Händen hat.

Man kennt ja das persiflirte Genre der politischen Wigblätter jener gewissen „Regierungskunst“ gegenüber, welche in ihrer Unfähigkeit nach Ausnahmsgelegenheiten greift, mit welchen, nach dem berühmten Staatsmann Cabour, jeder Esel regieren kann. Und wenn die politischen Wigblätter einen Kontrast auf eine solche Arbeit ausgeschrieben hätten, — der Gesetzentwurf des Grafen Taaffe wäre entschieden als die gelungenste Persiflage preisgekrönt geworden.

Eine kleine Blumenlese „aus diesem“, „Meisterwerk“ (möge) dies illustriren:

„Die Bildung von Vereinen, bezüglich welcher angenommen werden kann, daß sie sozialistischen Bestrebungen dienen, ist zu unterlagen.“

Vereine, welche den gesetzlichen Bestimmungen gemäß gebildet wurden, sind aufzulösen, wenn sie sozialistischen Bestrebungen dienen.

Vereine, welche nach ihren Statuten die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder bezwecken sind im oben angebeuteten Falle nicht sofort aufzulösen, sondern vorerst unter staatliche Kontrolle zu stellen, wobei die Behörden befugt sind: Allen Sitzungen und Versammlungen des Vereines, des Vereinsvorsitzenden und der Kontrollorgane des Vereines beizuwohnen und sind diese Sitzungen und Versammlungen der Behörde mindestens 24 Stunden vorher anzukündigen; die Behörde hat die Sitzungen und Versammlungen einzuberufen und zu leiten, die Statuten in Bewahrung und Verwaltung zu nehmen zc.

Wer Mitglied eines solchen gesetzlich bestehenden Vereines ist, wird mit strengem Arrest von drei Monaten bis zu zwei Jahren bestraft. (1) Wer zur Bildung eines Vereines auffordert, ist zu strengem Arreste von drei Monaten bis zu drei Jahren zu bestrafen.

Versammlungen, von denen angenommen werden kann, daß sie sozialistischen Bestrebungen dienen, sind zu untersagen; Versammlungen, in welchen obige Bestrebungen zu Tage treten, sind aufzulösen; wer eine solche Versammlung veranstaltet, ist mit strengem Arrest von drei Monaten bis zu drei Jahren zu bestrafen; wer sich an einer solchen Versammlung betheiligt oder wer hierzu Räumlichkeiten vergiebt, ist mit strengem Arrest von einem Monat bis zu zwei Jahren zu bestrafen.

Eine häßliche Perspektive! Zur Winterszeit, wenn die Nothlage besonders drückend empfunden wird, begehrt so mancher obdachlose, ausgehungerte Proletarier irgend etwas, um im Gefängnis Unterkunft zu finden, z. B. er schlägt eine Auslagekassette ein oder dgl. Das wäre nach diesem famosen Gesetzentwurf viel bequemer. In Wien z. B. könnten 30 000 Arbeitslose bald „versorgt“ sein. 10 Versammlungen zu je 3000 Besucher würden genügen, um den Arbeitslosen Obdach und Nahrung zu verschaffen und die notwendige Errichtung von Gefängnissen in ganz Oesterreich würde die Bauthätigkeit ungemein heben und Graf Taaffe hätte sich so nebenbei die aufrichtige Sympathie der Bauunternehmer erworben.

Soll man nach alledem noch viel Aufhebens machen von der Bestimmung, daß das Einsammeln oder die Aufforderung zum Einsammeln von Beiträgen für sozialistische Bestrebungen mit Arrest von einem bis drei Monaten bestraft wird, oder daß gegen Inhaber von Gast-Gewerken, von Weibbibliotheken oder Verkaufsbüchern, gegen Buchdrucker, Buchhändler und Personen, welche ein Gewerbe im Ueberziehen ausüben, die Entziehung der Gewerbeberechtigung oder Lizenz verhängt werden kann, wenn dieselben an sozialistischen Bestrebungen sich betheiligen?!

Dieser monströse legislativische Arbeit fehlt nur noch zum harmonischen Abschluß etwa der Passus: „Das Herannahen des zwanzigsten Jahrhunderts ist verboten.“ — Die Regierung scheint übrigens keine Lust zu haben, den Entwurf vorzubringen und möchte ihn wohl am liebsten in den Papierkorb verschwinden lassen. Die Sache ist denn doch zu stark.

Der **Ausnahmestand**, welcher sieben Jahre und vier Monate die Arbeiter in den Bezirken von Wien, Wiener Neustadt und Kronenburg politisch rechtlos und vogelfrei machte, ist dafür gefallen. Sieben Jahre lang, schreibt die Wiener „Arbeiterzeitung“, war die Organisation der Arbeiterkraft in Vereinen, die öffentliche sozialdemokratische Agitation in Versammlungen durch eine völlig unberechenbare, von Woche zu Woche, ja von Tag zu Tag wechselnde Polizeipraxis behindert. Sieben Jahre lang sah jedes Arbeiterblatt das Damoklesschwert der Unterdrückung stäublich über seinem Haupte schweben, und hatte nicht nur die Konfiskation mit richterlichen „Gründen“, sondern auch die definitive Zöderung von Polizeibefehlen ohne alle Begründung zu befürchten. Sieben Jahre lang war keiner von uns eine Stunde sicher in seinem Hause vor Polizeibesuch, und keiner, der nicht zutüchtig war, und wäre er im Ministerrath ansässig gewesen, sicher vor der sofortigen Ausweisung, ohne auch nur zu erfahren, warum! —

Daten über die Handhabung des Ausnahmestandes liegen lediglich in Bezug auf die Ausweisungen vor. Nach den amtlichen Berichten wurden 1884—90 aus Wien allein 376 Personen ausgewiesen (davon 293 auf einen Schlag im Jahre 1884), 43 wegen sozialistischer Umtriebe abgehaftet und 2 Personen in ihrem Wohnbezirk internirt. Von 419 Ausgewiesenen und Abgeschafften wurde 110 Personen die Rückkehr wieder gestattet, so daß heute noch 309 Personen ausgewiesen sind. Die Zahl der aus Kronenburg und Wiener Neustadt Ausgewiesenen ist uns unbekannt. Um diese Zahlen aber zu verstehen, muß man bedenken, daß in ganz Deutschland während der 12 Jahre Sozialistengesetz im Ganzen 731 Personen ausgewiesen sind, und dabei verschiedene mehrmals.

— Der **Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie** wird nicht, wie vordem beschlossen war, zu Znaim abgehalten werden, sondern in Wien, was durch die Aushebung des Ausnahmestandes ermöglicht ist. Die Wiener „Arb.-Ztg.“ schreibt hierzu: „In Hainfeld wurde die Vorbildung der Parteitätigkeit geschaffen; der Parteitag zu Wien soll uns einen Ueberblick über diese selbst bieten. Wir werden uns desselben nicht zu schämen haben. Wir dürfen uns mit bescheidenem Stolz sagen, daß in den dreißig Monaten zwischen Hainfeld und Wien ganz Erhebliches geleistet wurde, was um so höher zu veranschlagen ist, als wir unter ganz ausnehmend schwierigen Verhältnissen zu arbeiten haben. Damit wollen wir nicht allein auf den Polizeigeist hindeuten, welcher die Gesetzgebung, Justiz und Verwaltung Oesterreichs beherrscht, nicht allein die Minderwertigkeit in allen Vorbereitungen des Wissens und der Bildung, welche zugleich die Vorbereitungen der sozialdemokratischen Bewegung sind, sondern wir haben damit vor allem die Grundlage dieser Verhältnisse, die rückständige ökonomische Entwicklung Oesterreichs im Auge.“ Die „Arb.-Ztg.“ verbreitet sich ferner über die verschiedenen zur Beratung kommenden Punkte. Sie erwähnt u. A., daß, wenn auch die Nationalitätenfrage für die Arbeiterklasse neben dem wirtschaftlichen Problem immer mehr verschwindet,

so doch eine zentralistische Parteiorganisation wie in Deutschland nicht möglich sei, wegen der großen Verschiedenheit der ökonomischen und kulturellen Entwicklung der einzelnen Landestheile. Ferner wird über den internationalen Kongress zu Brüssel berathen werden und über die Möglichkeit, eine einheitlichere internationale Maßfeier zu erzielen. Die „Arb.-Ztg.“ schließt mit folgenden Worten: „Während der Hainfelder Parteitag nur den Grund legte zur Wiederaufnahme der Thätigkeit der Sozialdemokratie, während er erst die von roher Gewalt zerrissenen Fäden wieder vereinigte, findet der Wiener Parteitag die österreichische Sozialdemokratie bereits als anerkannte Wortführerin, von dem Vertrauen der Arbeiterklasse getragene Madatarin des Proletariats. Und trotz aller Hindernisse, trotz aller rückwärtsloseten Gewaltanwendung hat sie bereits Erfolge aufzuweisen, deren bedeutendster ist die mit Riesenschritten fortschreitende Entwicklung des Proletariats zu rastlosem Kampfe. Wir begrüßen den Parteitag und wünschen, daß seine Arbeiten von Erfolg gekrönt sein mögen.“

Der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn im Lichte der Sozialreform.

E. S. Die gegenwärtige Regierung hat zu verschiedenen Malen behauptet, ihr Herz schlage warm für die arbeitenden Klassen, wärmer, als man sich denke. Wir fühlen uns nicht versucht, an der Aufrichtigkeit dieser Behauptung irgendwie herumzumäkeln, das geziemt sich nicht für den beschränkten Unterthanenverstand; nur eine schüchterne Frage wagen wir uns manchmal vorzulegen: was mag wohl die Reichsregierung unter den „arbeitenden Klassen“ verstanden wissen wollen?

Bekanntlich sind sich die Gelehrten über diese figliche Frage noch nicht einig. Während die wirklichen Arbeiter, welche sich allerdings durch brutalen Egoismus und unlautere Annäherung stets so unvortheilhaft vor ihren gefättigten kapitalistischen Mitbürgern auszeichnen, den Begriff der „arbeitenden Klassen“ auf sich selbst anwenden, präntieren auch die herrschenden Klassen im Staate, welche sich so redlich vom Schweiße ihres Nächsten nähren, — je nach Bedürfnis natürlich — unter die „arbeitenden“ Klassen gezählt zu werden.

Bei der vorherrschenden Begriffsverwirrung wäre es der Regierung am Ende garnicht so sehr zu verübeln, wenn sie da und dort einmal, so besonders in der sozial- und wirtschaftspolitischen Gesetzgebung, die Großgrundbesitzer und Großindustriellen unter die arbeitenden Klassen rechnete; ein solcher Lapfus kann selbst dem gewiegtesten Staatsmann mitunter passieren. Sagte doch beispielsweise Minister von Boetticher einst zu einem Komitee von Großindustriellen: „Meine Herren, wir arbeiten nur für Sie“ und meinte damit nicht, wie sich später herausstellte, die kapitalistischen Großunternehmer (auch nicht seinen Herrn Schwiegervater), sondern die „arbeitenden Klassen“.

Man kann also recht wohl ein warmes Herz für die arbeitenden Klassen haben, ohne sich darum für eine Verbesserung der Lebenslage des gemeinen Volkes, der Kanaille, zu begeistern. Wenn die Arbeiter aber die derzeitige große Theuerung im Lande klagen und die Suspension der Getreidezölle verlangen, so ist diese Forderung nichts anders als der Ausfluß einer frivolen Begehrlichkeit; denn kein Individuum der „arbeitenden Klassen“, weder ein Großgrundbesitzer, noch irgend ein reicher Fabrikherr, ist bis jetzt an den Folgen der Hungersnoth gestorben. Der Standpunkt der Regierung in der Zollfrage steht daher in durchaus keinem Widerspruch mit ihren Gefühlen für die „arbeitenden Klassen“, da nach der Regierungsterminologie unter letzteren vornehmlich die Agrarier zu verstehen sind.

Indessen nicht nur in Anbetracht der Nothlage der Kraut- und Schnapsjunker, vulgo Landwirthschaft, hat sich Herr von Caprivi veranlaßt gesehen, die Aufhebung der Getreidezölle zu verweigern; als einen wesentlichen Grund für seine ablehnende Haltung hat er ferner die Vereinbarung mit Oesterreich-Ungarn wegen Abschluß eines Handelsvertrages angegeben.

Das Programm der Reichsregierung, seit Entfernung des Fürsten Bismarck vom Amte, enthält an oberster Stelle die Sozialreform, freilich eine Sozialreform, wie sie den herrschenden Klassen genehm ist, und die Regierung läßt deshalb keine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne nicht wenigstens etwas in Sozialreform zu machen. Die herrschenden Klassen, namentlich das agrarische und industrielle Großkapital, lassen sich eine derartige, ihre materiellen und politischen Interessen fördernde Sozialreform herzlich gern gefallen und sehen es nicht ungern, daß die Regierung in Bezug auf „ausgleichende Gerechtigkeit“ fortwährend in Aktion ist.

Auch der Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn verdankt seine Entstehung diesem außerordentlichen Reformeifer. Vorläufig ist der Inhalt des Vertrages in den Details noch nicht bekannt, doch sind seine hauptsächlichsten Bestimmungen bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen, so daß man sich einen Begriff über das großartige Reformwerk machen kann, mit dem die Regierung das nach Sozialreform lästern Völk überraschen will. Großartig muß das Werk in der That sein; denn wie anders könnte man sich die Geheimniskammer der Regierung erklären! Der Abschluß des Präliminar-Vertrages mit Oesterreich ist erst nach vielmonatlichen Unterhandlungen erfolgt, die Geheimräthe des Handelsministeriums und des Reichsamts des Innern slogen während dieser Zeit in athemloser Hast zwischen Berlin, Pest und Wien einher, sie inspizirten, protokolirten und berichteten mit einer Wichtigkeit wie einstens die Gesandten des Königs Filigranli zur Zeit des großen Rauschkrieges, sie dirirten in Wien und repräsentirten in Pest und mußten große Spejen machen auf Vaterlands Untosien. Das Vaterland erwartete nun in jothanem Falle bei der eminenten

Wichtigkeit, welche die Regierung ihren Leistungen beimäß, eine besonders akurate Arbeit, und Jeder mann war gespannt, von dem Ergebnis der handelspolitischen Verhandlungen etwas zu vernehmen.

Doch die Regierung hüllte sich in vorsichtiges Still-schweigen, nur offiziös verlautete, daß etwas noch nie Dagewesenes geschaffen sei. Wahrscheinlich geht die Regierung von der Ansicht aus, daß ein soziales Reformwerk kein Spielzeug für Kinder sei und daß es aus dem Leime gehe, sobald sich die Kritik damit befaßt.

Eine ganz merkwürdige Eigenschaft hat der Handelsvertrag allerdings. Nach den Erklärungen der Regierungsvorsteher wird er auf der einen Seite die Verhältnisse der ärmeren Klassen dauernd bessern, auf der anderen aber die materiellen Interessen der Agrarier, die in der Auswucherung des Volkes bestehen, nicht im entferntesten gefährden; ja, Herr von Boetticher sicherte sogar einem der raubheiligsten Junker, dem Grafen von Kaniz, zu, daß er, der Graf, mit dem Handelsvertrag vollauf zufrieden sein würde. Die Agrarier haben den Wink verstanden, sie haben aber die Tragweite des Handelsvertrages nachgedacht und gefunden, daß er für sie nicht ganz übel sei. Seitdem ist es im agrarischen Froschscheid wieder ruhig geworden, und wenn hin und wieder noch etwas gequakt wird, so thun es die Junker in der Absicht, die Oeffentlichkeit zu täuschen, während sie sich im Geheimen in's Häuschen lachen, daß der Handelsvertrag so auf ihren Leib zugeschnitten ist.

Betrachten wir die wichtigste Bestimmung des Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn; es ist dies die Herabsetzung der deutschen Getreidezölle diesem Staate gegenüber. Der vertraglich festgesetzte zukünftige Getreidezoll Deutschlands ist zwar offiziell nicht bekannt gegeben worden, allein die Annahme, daß er 35 Mk. pro Tonne betragen werde, ist regierungsgemäß niemals dementirt worden, so daß man diesen Satz, welcher eine Ermäßigung des jetzigen Getreidezolles um 15 Mk. pro Tonne bedeutet, als richtig ansehen darf.

Welchen Einfluß würde nun die Zollherabsetzung auf die Getreidepreise in Deutschland ausüben? Die Antwort lautet: keinen. Selbst wenn die Regierung noch ein halbes Duzend solcher Tarifverträge mit anderen Staaten, wie Italien, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden u. i. w. abschließen und den Zoll ebenfalls auf 35 Mk. diesen Staaten gegenüber erniedrigen würde, so fände dennoch eine Einwirkung auf die Preisbildung für Getreide in Deutschland nicht statt, da alle jene fremden Vertragsstaaten für den Getreideimport nach Deutschland weniger oder garnicht in Betracht fallen.

Eine Ermäßigung oder Aufhebung der deutschen Zölle gegenüber anderen europäischen Ländern hat so lange für die deutschen Konsumenten keinen Werth, als nicht die gleiche Maßregel gegenüber Rußland zur Anwendung kommt.

Deutschland importirte im Jahre 1890 aus dem Auslande im Ganzen 870 Tausend Tonnen Roggen, davon kamen allein aus Rußland 746 Tausend, während Oesterreich-Ungarn die verschwindende Quantität von 8.7 Tausend Tonnen lieferte. Der Roggenimport aus Rußland betrug demnach 85.2 pEt. der Gesamteinfuhr, der Roggenimport aus Oesterreich-Ungarn dagegen nur 0.99 pEt. — also noch nicht 1 pEt. — der Gesamteinfuhr.

Aus vorstehenden Zahlen ergibt sich zur Genüge, daß Deutschland behufs Herbeischaffung des Brodkornes auf Rußland unbedingt angewiesen ist; zur Deckung des heimischen Roggenbedarfes ist das russische Erzeugniß nicht zu umgehen.

Der deutsche Marktpreis für Getreide muß sich daher auch in der Zukunft nach den Erzeugungskosten des russischen Brodkornes richten, welche aber — da eine Zollherabsetzung gegenüber Rußland nicht erfolgt — dieselben geblieben sind wie in der Gegenwart. Trotz des Tarifvertrages mit Oesterreich, eventuell auch anderen Staaten, würde die Preisbildung für Getreide in Deutschland auf der heutigen Grundlage beruhen, mit anderen Worten: Der Abschluß solcher Handelsverträge würde die hohen Getreidepreise in Deutschland nicht im entferntesten alteriren, die deutschen Getreidepreise würden nach wie vor 50 Mk. über dem Weltmarktpreise stehen bleiben.

Einen Vortheil aus den Tarifverträgen ziehen mithin nicht die deutschen Getreidekonsumenten sondern die fremdländischen Getreideproduzenten der Vertragsstaaten, welche für ihr nach Deutschland verkauftes Erzeugniß dieselben Preise erhalten als die russischen Produzenten, aber 15 Mk. pro Tonne an Zoll weniger zu entrichten haben als die letzteren, also um diesen Betrag mehr verdienen. Um dieses Vortheils willen hat sich Oesterreich-Ungarn zu einer mäßigen Herabsetzung seiner Industriezölle verstanden, was der deutschen Großindustrie zu Gute kommen würde.

Die Agrarier erleiden somit durch den österreichischen Handelsvertrag keine Verkürzung ihres Profits, die Großindustriellen hingegen haben durch denselben obendrein zu gewinnen.

Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, daß ein derartiger Handelsvertrag die Zustimmung der Junker erhalten wird, aber auch die Mameluden-Majorität des Reichstages, die mit der Herabsetzung der Getreidezölle und der etwaigen Ermäßigung einiger ausländischen Industriezölle vor urtheillosen Wählern flunkern kann, wird dem Plan der Reichsregierung zustimmen. Die Reichsregierung ihrerseits erscheint in der Gloriole des Sozialreformators und — das Volk? Nun, es zählt die

hohen Getreidepreise, welche wie bisher den Weltmarktpreis um so Mk. pro Tonne übersteigen würden, weiter; doch hat es die Genußthung, daß es „sozialreformerisch“ regiert wird, und daß die sozialpolitische Gesetzgebung wiederum um einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit vermehrt worden ist.

Die Stellung des Kaisers in der Verfassung und in der Wirklichkeit.

H. M. In unserm öffentlichen politischen Leben spielt der deutsche Kaiser eine bedeutende Rolle. Es ist allgemeine Volksanschauung, daß der Kaiser des deutschen Reiches auch Herrscher in demselben sei. Auch der Kaiser selbst scheint dieser Ansicht zu sein. Er hat jüngst erklärt, daß er allein Herr im Lande sei.

Wenn man nun aber die deutsche Reichsverfassung ansieht, so will es einem scheinen, als sei sie die irgend eines anderen Staates. Denn viele dort ausgesprochenen Sätze stimmen ganz und gar nicht mit der Wirklichkeit überein. Wenn man nichts von dem wirklichen politischen Leben des deutschen Reiches kennen würde, und nur auf die Verfassung angewiesen wäre, sich über dieses zu belehren, so müßte man nothwendig zu der Ansicht kommen, daß der Kaiser eine ziemlich unbedeutende und wenig einflußreiche Rolle im Reiche spielte, ungefähr dieselbe, welche die Königin von England inne hat.

Dem gegenüber gilt der Kaiser allgemein als wirklicher Monarch des deutschen Reiches. Sehen wir nun einmal zu, ob diese Meinung mit der Reichsverfassung stimmt. Da lesen wir in Art. 2:

Innerhalb des Bundesgebietes übt das Reich das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts dieser Verfassung aus. Ferner in Art. 5:

Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetz erforderlich und ausreichend.

Es ist also nach der Verfassung klar, daß der Kaiser an der Gesetzgebung im Reiche keinen Antheil hat. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Reiche zu und nicht dem Kaiser; sie wird vom Bundesrath und Reichstag gemeinsam ausgeübt; der Kaiser wird gar nicht einmal erwähnt.

Bekanntlich werden aber in einem Staate und also auch im deutschen Reiche nicht bloß Gesetze gegeben, sondern sie werden auch ausgeführt, d. h. es wird nach Maßgabe ihres Inhalts regiert, verwaltet und Recht gesprochen. Fragen wir uns nun, ob der Kaiser von der Reichsverfassung dazu bestimmt ist, die Reichsgesetze auszuführen, mit anderen Worten, ob er die vollziehende Gewalt ganz oder wenigstens theilweise besitzt. Darüber erfahren wir das Nähere in Art. 7 der Reichsverfassung. Er lautet, so weit er hier in Betracht kommt wie folgt:

1. über die dem Reichstage zu machenden Vorlagen und die von demselben gefassten Beschlüsse;
2. über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas Anderes bestimmt ist;
3. über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze oder der vorstehend erwähnten Vorschriften oder Einrichtungen hervortreten.

Es ist klar, daß die unter 2 und 3 des Artikels 7 angeführten Befugnisse die wesentlichen Momente der Vollziehenden- oder Exekutivgewalt enthalten; diese sind dem Bundesrath zuschreiben. Da sie nun aber der Bundesrath hat, kann sie der Kaiser nicht besitzen. Der Kaiser hat also keinen Antheil weder an der gesetzgebenden noch an der vollziehenden Gewalt. Kann man sich nun aber einen Kaiser, einen Souverain des deutschen Reiches denken, welcher die gesetzgebende und exekutive Gewalt nicht besitzt? Nicht den geringsten Theil an ihr hat? Wir glauben kaum, denn die Souveränität besteht ja gerade in dem Besitz derjenigen Rechte, welche dem Kaiser von der Verfassung nicht zuerkannt sind. Es ergibt sich also auf Grundlage der Verfassung, daß der Kaiser kein Monarch ist, keine monarchische Gewalt besitzt. Das deutsche Reich ist daher auch nur eine Scheinmonarchie. Man könnte nun glauben, daß, wenn der Kaiser auch nicht positiv an der Gesetzgebung mitwirkt, er doch das Recht habe, ihm mißliebige Gesetze durch sein Veto aufzuheben. Aber auch davon ist in der Verfassung keine Rede. In der Sitzung des Reichstages vom 19. April 1871 erklärte Bismarck, daß nach der Ansicht namhafter Juristen der Kaiser das Recht des Veto's nicht besitzt.

Man wird nun aber fragen, wie kommt es, daß der Kaiser im Reiche, in der gesammten innern und äußern Politik, ein so maßgebender Faktor ist? Wäre er ein bloßer Titularwürdenträger, so könnte er den Einfluß nicht haben, den er thatsächlich besitzt. Ein bloßer Titularwürdenträger ist er aber auch nicht, im Gegentheil sind ihm von der Verfassung eine Reihe höchstbedeutende und eingreifende Rechte zuerkannt, welche seine Stellung im Reiche zu einer sehr machtvollen werden lassen.

Sehen wir von den mit der kaiserlichen Würde verbundenen Ehrenrechten ab (kaiserlicher Titel, kaiserliches Wappen und Standarte), so lassen sich die Rechte des Kaisers in den folgenden drei Gruppen zusammenfassen:

1. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte und Konsuln zu beurlauben und zu empfangen; die Landmacht und die Kriegsmarine des Reiches stehen im Krieg und im Frieden unter dem Befehle des Kaisers, und er hat als

solcher eine militärische Befehlsgewalt, welche aber nur durch Vermittlung des Bundesrathes geübt werden kann. (Art. 11, 58, 66, 63, 64 ff.)

2. Der Kaiser beruft, schließt den Bundesrath und den Reichstag; in seinem Namen werden die Vorlagen des Bundesrathes an den Reichstag gebracht; er verkündigt die Reichsgesetze und überwacht deren Ausführung; er ernannt und entläßt die Reichsbeamten, insbesondere den Reichskanzler. (Art. 12 ff.)
3. Dem Kaiser gehört die obere Leitung der Post- und Telegraphenverwaltung, der Erlaß der reglementarischen Festsetzungen und allgemeinen Anordnungen in diesen Verwaltungszweigen, sowie die ausschließliche Wahrnehmung der Beziehungen zu anderen Post- und Telegraphenverwaltungen und die Anstellung der oberen und Aufsichtsbeamten dieser Ressorts. (Art. 48 ff.)

Daß die unter diesen Gruppen zusammengestellten Rechte die Reichsgewalt ausmachen, wird Niemand behaupten können, das hindert aber nicht, daß sie von einer ungeheuren Wichtigkeit und Tragweite sind. Die in der ersten Gruppe zusammengestellten Befugnisse ermöglichen nicht nur die einheitliche völkerrechtliche Vertretung des Reiches, sondern sie konzentriren auch die Verfügung über dessen politische Machtmittel in der Person des Kaisers in einer Weise, daß sie dem Letztern in fast unumschränkter Weise zu Gebote stehen. Das ist doch ein sehr, sehr merkwürdiger Zustand!

Eine Person, die nach der Verfassung weder gesetzgebende noch vollziehende Befugnisse hat, also kein Regierungsrecht besitzt, vermag über die politischen Machtmittel des Reiches willkürlich zu schalten und zu walten. Während es bisher als eine Garantie für die bürgerliche Freiheit angesehen wurde, daß der Faktor, in dessen Hände die politischen Machtmittel gelegt sind, in der Verfassung in dem Gebrauch derselben beschränkt ist, sehen wir hier die bürgerliche Freiheit durch jegliche Abwesenheit einer solchen Bestimmung gesichert. Erwägen wir einen Augenblick, zu welchen Konsequenzen es unter Umständen führen kann, wenn eine Person, die außerhalb der Verfassung steht, im Besitz der Armee ist, einer Armee von fast einer Million Soldaten, geführt von Berufs-offizieren, die weder auf die Verfassung vereidigt noch den allgemeinen Landesgesetzen unterworfen sind! Eine solche Person vermag, wenn sie will, alles durchzusetzen, kann, wenn sie will, die Reichsverfassung beseitigen, zumal sie das Recht hat, Bundesrath und Reichstag nach Hause zu schicken. Eine solche Person ist thatsächlich unumschränkt.

Wir gelangen also zu dem Resultat, daß der Kaiser nach der Verfassung kein Souverain des deutschen Reiches ist, rechtlich in demselben nur die bescheidene Rolle eines Bundespräsidenten spielt, thatsächlich aber das Reich regiert, und daß neben seiner Macht die der übrigen Bundesfürsten zu einem Schatten wird. Gewiß, er ist Herr im Lande.

Das mag auf dem ersten Blick merkwürdig erscheinen, ist es aber für den nicht, der unsere Bourgeoisie kennt und der weiß, was von ihrer Begeisterung für konstitutionelle Freiheit zu halten ist.

Aus den Budgets der Europäischen Staaten.

Eine sehr hübsche Zusammenstellung giebt die „Revue libérale“ in einem Artikel „Le déclin de l'Europe“, der wir folgende Zahlen entnehmen (die Zahlen verstehen sich für Mark).

Deutsches Reich.
1891. Einwohner: 49 1/2 Mill. (seit 1820 sind 5 1/2 Mill. ausgewandert.) Budget für 1890—91.
Ausgaben für das Heer 655 1/2 Mill. Mk.
" " die Flotte 79 3/4 " " " "
Summa 735 1/4 Mill. Mk.

Ausgaben für Erziehung u. Unterricht (exkl. Universitäten) 60 1/2 Mill. Mk.
Friedenspräsenzstärke 512 000 Mann, 94 000 Pferde.
Kriegsstärke 2 393 000 inklusive Landsturm: 4 900 000 Mann (jede zehnte Person!).
Stärke der Flotte 78 Schiffe, 533 Kanonen, 17 860 Mann Bemannung, 16 770 Offiziere und Seesoldaten.

Oesterreich-Ungarn.
1890. Einwohner: 41 Mill. Budget für 1891. (Der Gulden ist zu 2 Mk. umgerechnet.)
Ausgaben für das Heer 235 Mill. Mk.
" " die Flotte 23 " " " "
Summa 258 Mill. Mk.

Ausgaben für Schulen und Unterricht 25 Mill. Mk.
Friedensstärke 355 000 Mann, 67 000 Pferde.
Kriegsstärke 1 818 000 " " " "
Flotte 129 Schiffe, 472 Kanonen, 11 500 Mann Bemannung, Seesoldaten.

Italien.
1890. Einwohner: 31 Mill. (Der Lire ist zu 1/5 Mk. umgerechnet.) Budget 1890/91.
Ausgaben für das Heer 262 Mill. Mk.
" " die Flotte 97 1/4 " " " "
Summa 359 1/4 " " " "

Ausgaben für Schulen und Unterricht 16 Mill. Mk.
Friedensstärke 262 500 Mann.
Kriegsstärke 2 852 000 " " " "
Flotte 252 Schiffe, 628 Kanonen, 20 429 Mann Bemannung.

Frankreich.
1891. Einwohner: 39 Mill. (Der Frank ist zu 1/5 Mk. umgerechnet.) Budget für 1890/91.
Ausgaben für das Heer 442 3/4 Mill. Mk.
" " die Flotte 162 2/4 " " " "
Summa 604 1/2 Mill. Mk.

Ausgaben für Erziehung u. Unterricht (exkl. Universitäten) 83 1/2 Mill. Mk.
Friedensstärke 558 000 Mann, 143 000 Pferde.
Kriegsstärke 4 190 000 Mann.
Flotte 398 Schiffe (49 im Bau), 43 000 Mann Bemannung, 25 000 Seesoldaten.

Rußland.
1890. Einwohner: 113 Mill. (Der Rubel ist zu 3 Mk. umgerechnet.) Budget für 1890.
Ausgaben für das Heer 666 Mill. Mk.
" " die Flotte 117 " " " "
" " Diverses für die Zwecke des Heeres 27 " " " "
" " Finnland für das Heer 7 " " " "
Summa 836 1/2 Mill. Mk.

Ausgaben für Schulen und Unterricht (inkl. Universitäten) 69 Mill. Mk.
die Gefängnisse 43 " " " "
Friedensstärke 797 000 Mann, 153 000 Pferde.
Kriegsstärke 2 392 000 Mann; Reserve u. Landsturm 3 118 000; zusammen also: 5 510 000 Mann.

Flotte (ohne die im Bau begriffenen Schiffe) 397 Schiffe; 30 500 Mann Bemannung.

England.
1890. Einwohner: 38 1/2 Mill. (Das Pfd. Sterl. ist zu 20 Mk. gerechnet.) Budget 1890/91.
Ausgaben für das Heer und Flotte 624 Mill. Mk.
" " Schulen und Unterricht (exkl. Universitäten) 94 1/2 " " " "

Miliz 150 259 Mann.
Freiwillige 258 736 " " " "
Indische Armee 127 810 " " " "
Kriegsstärke 2 392 000 Mann, 830 000 Pferde.
Flotte 740 Schiffe, 1521 Kanonen, 94 859 Mann Bemannung, Seesoldaten u. Reserve.

Spanien.
1889. Einwohner: 17 1/2 Mill. (Der Peseta zu 1/5 Mk. gerechnet.) Budget für 1890.
Ausgaben für das Heer 115 Mill. Mk.
" " die Flotte 25 3/4 " " " "
Summa 140 3/4 Mill. Mk.

Ausgaben für Erziehung und Unterricht (exkl. Universität) 6 Mill. Mk.
Friedensstärke 119 000 Mann, 18 500 Pferde, 460 Kanonen.
Kriegsstärke 805 000 Mann (exkl. die Kolonialtruppen).
Flotte 109 Schiffe, 254 Kanonen, 7 900 Mann Bemannung, 11 400 Seesoldaten.

— Die Zahlen sind ja vielleicht zum Theil nicht ganz unanfechtbar. Namentlich sind die Umrechnungssätze theilweise unrichtig. Inbessern kommt es ja doch auf diese Details nicht so sehr an. Jedenfalls sind die Gegenüberstellungen der Ausgaben für den Menschenmord und die Erziehung sehr hübsch; da sieht man doch recht, auf welcher Höhe der Kultur wir angelangt sind. Interessante Zahlen kommen auch heraus, wenn man die Kriegsstärke der Staaten zusammenrechnet und sich ausmalt, wie die Sache beim nächsten Krieg aussehen wird.

Aus dem sozialen Leben.

— **Ein Annonc.** Die einzig sichere Stellung der Trunksucht! Wirst Du nicht vom Trinken los und frei werden durch das sichere von Autoritäten anerkannte Mittel, das auch dem Verarmten ohne Gefahr Stellung verleiht? Kein Geheimniß! Zufassung sofort nach Einsetzung von 20 Mark für Klasse I, von 12 Mark für Klasse II, an Pfarrrer Dörner in Crailsheim, Württemberg.

— **Als Präsident Harrison** in San Francisco zum Bankett geladen wurde, geschah dies per Karte von gelegentlichem Golde; ebenso bestand die Speisekarte aus einer sehr dicken Goldplatte.

— **Ein Edelker der Nation.** Ein Dienstmann ließ dem Fürsten Karl Vechtenstein, dem Besitzer von Neulengbach, 2000 Gulden, welche dieser trotz ehrenwörtlicher Verpflichtung und wiederholter Rahnung nicht zurückzahlte. Der Dienstmann erachtet sich betrogen, weil der Fürst ihm verweigerte, daß er sich unter Kuratel befinde, und ließ durch einen Advokaten Strafanzeige machen.

— Auf der einen Seite immer größere Noth, auf der anderen beständig steigender Luxus. Sehr lehrreich sind die Zahlen des **französischen Champagnerexports**. Derselbe betrug 1887/88: 17 257 700 Flaschen; 1888/89: 18 904 500 Flaschen; 1889/90: 19 148 400 Flaschen; 1890/91: 21 699 110 Flaschen.

— Aus Rudow im Kr. Teltow, den 1. Juni, wird geschrieben: In diesen Tagen fand hier eine **bäuerliche Hochzeit** statt, welche hinsichtlich des dabei entfaltenen Reichthums und Glanzes größeren haupstädtischen Hochzeiten nicht nachsteht. Der Werth des Braut schmuckes ging in die Tausende; das Brautkleid war von theuerstem Seidenstoff und die drei Meter lange Schleppe wurde von drei kleinen Mädchen nachgetragen. Die Hochzeitmahlgast fand im Gasthause statt und soll bei etwa hundert Gästen 3000 Mark gekostet haben. Das junge Paar hat einen der schön eingerichteten Bauernhöfe bezogen, welche hier meistens einen Werth von 100 000 bis 200 000 Mk. haben.

— Gleichzeitig meldet man, daß man das **Hoggenmehl** durch **Surrogate** zu ersetzen versucht. Zunächst hat man mindere werthige Rehlprodukte zugegemengt, welche man sonst als

Biehlutter verwendet; jetzt fängt man an, Erbsen und Gerste zwischen zu mahlen. — Zur Zunahme des Pferdefleischkonsums haben wir schon Daten gegeben. Der Ertrag des Fleisches in der Wurst durch Kinderhaut, die sonst zu Leder verarbeitet wurde, ist auch von einer Fleischermengung anerkannt.

— **Ein Prospekt:**
I. Landwirtschaftliches Vermittlungsbureau zu Halle a. S.
Nr. 4.
Große Lauchstraße Nr. 17.
Inhaber: Richard Bärwinkel
empfiehlt sich zur Beschaffung des Personals aller Branchen, hauptsächlich Stall-schweizer, Knechte, Mägde, Arbeiterfamilien und Tagelöhner.

Die Spesen gestalten sich ganz nach den Verhältnissen.
Prospekt.
Die Dienstboten für die Landwirtschaft werden unter deren Zusicherung, daß sie die entspr. landwirtschaftlichen Arbeiten kennen, kontraktlich bis Ende des Jahres gemietet und erhalten, wenn höhere Löhne nicht extra bewilligt sind, außer Mietgeld, folgende Jahreslöhne:

Großmägde	120—150 Mark
Kleinmägde	75—100 "
Mittelknechte	120—180 "
Mittelmägde	100—120 "
Großknechte	180—210 "
Jungen	75—120 "

sowie freie übliche Kost und Wohnung.
Die Beschaffungskosten, als Reise- und Zehrgehalt, wegen persönlicher Auswahl der Dienstboten bis an Ort und Stelle, Honorar für auswärtige Agenten, meine Vermittlungsprovision, einschließlich dem Dienstboten gezahltes Miet- und Reisegeld, berechne ich im Bauquantum für 1 Stallschweizer
1 Knecht
1 Magd

zahlbar laut umstehenden Bestellungsformular. Bei einmaliger Abnahme von 5 Dienstboten gewähre ich 5 pCt., über 10 Personen 10 pCt. Rabatt. Die Beschaffungskosten hat die Herrschaft zu tragen, dafür erhält das auswärtige Personal weniger Lohn, kein Jahrmart, Ernte- oder Weihnachtsgeld x., welches in manchen hiesigen Gegenden 15 bis 30 Mark, auch noch mehr, beträgt.

Die Herrschaft ist berechtigt, sobald der Dienstbote vor Kontraktbeendigung den Dienst gegen den Willen der Herrschaft verläßt, unbeschadet der gesetzlichen Rechte, dem Dienstboten sämtliche gebaute Kosten vom Lohne in Abzug zu bringen, desgl. wenn (bei weibl.) derselbe den Dienst durch Schwangerschaft verlassen mußte.

Wenn bei aufgegebenen Bestellungen der erteilte Auftrag 14 Tage vor dem bestimmten Antrittstermine zurückgezogen wird, oder derselbe nicht zur Ausführung gebracht werden konnte und deshalb die Zurückziehung des Auftrages erfolgte, so berechne ich für die Person nur 1 Mark Einschreibgebühr und sende auf Wunsch das verbleibende Guthaben abzüglich der Portis zurück, insofern baare Auslagen nicht entstanden sind.

Richard Bärwinkel.
— **Ein Inserat:**
Komme morgen, den 13. d. M., mit einem großen Transport dicker Ober-Wesier-Knechte und Mägde am Remscheidter Bahnhof an.
Der Kommissionär:
Fritz Riemand.
(Remscheidter Zeitung, Nr. 108 von diesem Jahr.)

Kartell der Berliner Bauarbeiter.
Der Ausführungsausschuß hat beschlossen,
am Sonntag, den 12. Juli,
eine erste öffentliche Versammlung der Körperschaften der Berliner Bauarbeiter zu berufen, die sich dem Kartelle angeschlossen haben.

Zu dieser Versammlung wird rechtzeitig durch Säulen-anschlag, Anzeigen in den hiesigen Arbeiterblättern und durch Handzettel eingeladen werden. Zur Besprechung sollen gelangen: Die Ziele und die Zwecke des Kartelles der Berliner Bauarbeiter und die Stellung der einzelnen Körperschaften in demselben, — die Stellungnahme zum internationalen Arbeiterkongress zu Brüssel — die Erziehung für ein Mitglied des Ausführungsausschusses, — die Rechnungslegung des Ausschusses.

Die Vertrauensmänner und Vereinsvorstände der betreffenden Körperschaften werden ersucht, am Sonntag, den 12. Juli, andere gewerkschaftliche Versammlungen nicht zu besuchen und für recht zahlreichen Besuch dieser ersten Versammlung der kartellierten Bauarbeiter nach Kräften zu sorgen.

Die zur Einladung bestimmten Handzettel sollen durch die Vertrauensmänner der einzelnen Gewerkschaften in ihnen geeignet erscheinender Art unter den Gewerkschaften verbreitet werden. Sie stehen dazu, nebst dem Organisationsstatut des Kartelles vom Sonnabend, den 4. Juli, ab, den Vertrauensmännern bei Genossen Bernou, Rosen- und Reut Friedrichstraße Ecke, zur Verfügung.
Der Ausführungsausschuß:
F. A.: Thieme, Töpfer.

Briefkasten der Expedition.
H. Güll, Mailand, 3,50 Mark Abonnementsgelder für 2. u. 3. Quartal empfangen.
Volksbildungsverein Meidling. Wir bitten um Ein-sendung des Abonnementbetrages April-Juni 1,80 Mark.
Holzarbeitergewerkschaft Thalweil bei Zürich. Wir bitten um Ein-sendung des Abonnementbetrages April-Juni.
Buchdruckerverein Sudapest, VIII. Stahly utca 1. Wir bitten um Ein-sendung des Abonnementbetrages Mai-Juni.
Lese- und Fortbildungsverein Interpoleum. Wir bitten um Ein-sendung des Abonnementbetrages Mai-Juni.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Cigarren u. Tabake.
Dasselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gärtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 1b.
Fr. Kuhlmeys Restaurant
Berlin C., Rosenstr. 30 (Ecke Neue Friedrichstr.)
(F. V.: Julius Wernau).
Empfehle allen Kollegen und Genossen mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal

Betriebslokal der Maurer.
Arbeits-Nachweis der Steinbrücker und Litho-graphen und der Hilfsklub-Arbeiter.
Zahlstelle der Arbeiter-Bildungsschule.
Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das Schönfeld'sche
Weiß- und Bairischbier-Lokal
mit Vereinszimmer käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bitte
Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.
Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiter-bildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Cigarren-Geschäft
F. Wiese
Kottbuser Platz, Ecke Saalhoferstraße 15
wird Qualitätswaren in empfehlende Erinnerung gebracht.

Empfehle mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
O. Witzke, Stallgerstr. 61.
**Meerschmaum-,
Bernstein- u. Elfenbeinwaaren.**
Spezialität:
Portraits bewährter sozialistischer Führer,
Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfe, Schlips-nadeln, Manschettenknöpfe, Stöcke und
en gros. en detail.

B. Günzel
Grannenstraße 157, am Rosenthaler Thor.
Franzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Rantaußelstraße).
Bekannte Preise. Auch Versandt.
Sämtlich und gut.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Die Administration der Familien-Bibliothek für das arbeitende Volk. Illustriertes sozialdem. Journal, sucht
Kolporteurs für Deutschland.
Probefeste gratis und franko.
Bedeutender Rabatt.
Administration der Familienbibliothek.
VII Kaiserstraße Wien
Nr. 117.

Cigarren eigener Fabrik
von Heinrich Brüner, Reichenbergerstr. 143.
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Die Administration der Familien-Bibliothek für das arbeitende Volk. Illustriertes sozialdem. Journal, sucht
Kolporteurs für Deutschland.
Probefeste gratis und franko.
Bedeutender Rabatt.
Administration der Familienbibliothek.
VII Kaiserstraße Wien
Nr. 117.

Cigarren eigener Fabrik
von Heinrich Brüner, Reichenbergerstr. 143.
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Die Administration der Familien-Bibliothek für das arbeitende Volk. Illustriertes sozialdem. Journal, sucht
Kolporteurs für Deutschland.
Probefeste gratis und franko.
Bedeutender Rabatt.
Administration der Familienbibliothek.
VII Kaiserstraße Wien
Nr. 117.

Cigarren eigener Fabrik
von Heinrich Brüner, Reichenbergerstr. 143.
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

**Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer
Berlins und Umgegend.**

Große Versammlung
am Dienstag, den 30. Juni, Nachmittags 5 1/2 Uhr, in der „Berliner
Re-source“, Kommandantenstraße 57.
Tages-Ordnung: 1. Entgeltliche Beschlußfassung über die Regelung der Arbeitszeit.
2. Verschiedene Vereins-Angelegenheiten.
Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung werden die Kollegen ersucht, zahlreich und pünktlich zu erscheinen.
NB. Die resignierenden Mitglieder werden auf § 8 des Statuts aufmerksam gemacht.
Der Vorstand.

**Sozialdemokratische
Volks-Versammlung**
am Freitag, den 3. Juli 1891, Abends 8 Uhr, im
„Foen-Palast“, Ecke Burg- u. Wolfgangstraße.
Tages-Ordnung:
Stellungnahme zum Internationalen Arbeiter-Kongress und
event. Wahl von Delegierten zu demselben u. s. w.
Die Vertrauensleute.

**Große öffentliche
Schuhmacher-Versammlung**
am Montag, den 29. Juni 1891, Abends 8 1/2 Uhr, in „Hensel's Festhale“,
Invalidenstraße 1.
Tages-Ordnung: 1. Der Parlamentarismus und seine Folgen. Referent: G. Wild-berger. 2. Diskussion.
Um recht zahlreichen Erscheinen ersucht
Die Agitations-Kommission der Schuhmacher Berlins. F. A.: R. Artelt.

Berliner Arbeiter-Bibliothek.
Herausgegeben von Max Schippel.
Soeben erschien Heft 14 der II. Serie:
**Die deutschen Buchdrucker in ihren Kämpfen gegen das Kapital
von Walther May-Leipzig.**
Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Buchhandlungen, sowie durch die Expedition, Elisabeth-Ufer 55. Wiederverkäufer hohen Rabatt.
Kolporteurs gesucht.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein gut assortirtes
Cigarren- u. Tabak-Geschäft Spezialität:
russische u. türkische Cigaretten.
Ernst Arndt, Stallgerstr. 105, nahe d. Rantaußelstr.

Die Kolportage-Buchhandlung von
H. Winner, Iserlohn, Ohl 19,
liefert auf Verlangen alle literarischen Werke, welche von Max Schippel-Berlin (Berliner Arbeiter-Bibliothek), F. V. Dieh- Stuttgart und vom Verlag des „Vorwärts“ herausgegeben werden. — Empfehle den Genossen gleichzeitig die Bilder: „Triumph der Arbeit“ und „Karl Marx“, sowie in kleinerem Format: Ferd. Lassalle, Weib, Bracke, Krücker, Reinders, Kaiser, Hafenclever u. A.
Bringe den Genossen mein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
in Erinnerung. Vereinszimmer mit Piano zu vergeben.
Zahlstelle der Metallarbeiter-Krankenkasse, des Metallarbeiter-Verbandes und der Töpfer.
Otto Dietze,
Reinickendorferstraße 54.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle meine
Wendt's Salon
Köstnerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33.
Empfehle allen Freunden und Genossen meinen
Ball-Salon.
Rudolph Wendt.
Allen Parteigenossen empfehle meine
Jacken, Blousen und Arbeits-hosen zu enorm billigen Preisen
Gustav Wehrauch
Forst i. L., Raristr. 3.

Verein d. Sattler u. Fachgenossen.

Versammlung
am Sonnabend, den 27. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, im „Dresdener Garten“, Dres-denerstraße 45.
Tages-Ordnung: 1. Vorlesung über das Thema „Die politische Stellung der Sozial-demokratie, insbesondere mit Bezug auf den Reichstag.“ (Ein Vortrag gehalten von Wilh. Viehnecht im Jahre 1886 vor Berlin). 2. Dis-kussion. 3. Werkstatt-Angelegenheiten. 4. Unsere Berichte im „Vorwärts.“
Hierzu ladet ein
Der Vorstand.

Moabit.
Güte mit d. Arbeiter-Kontrollmarke
empfiehlt
Rudolf Wegener, Hutmacher,
Stromstraße 59.
Bringe meinen Freunden u. Genossen meine
Kind- u. Schweineschlächtereie in freund-liche Erinnerung.
Zentr.-Markthall, Stand 148.
Carl Aurin.

Wir fordern nochmals alle diejenigen auf, welche noch nicht mit der rothen Nummer abgerechnet haben, dieses bis zum 4. Juli zu thun, widrigenfalls wir die Namen veröffentlichen resp. gerichtlich unsere Forderungen einziehen werden.
Die Expedition.

Rohtabak
H. Herholz,
Brunnenstr. 145.

Stempel
aus Kautschuk und Metall
liefert schnell und billig
die Fabrik von
Robert Hecht
BERLIN S.
18. Oranien-Str. 18.
Wiederverkäufern hohen Rabatt.

Wendt's Salon
Köstnerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33.
Empfehle allen Freunden und Genossen meinen
Ball-Salon.
Rudolph Wendt.

Allen Parteigenossen empfehle meine
Jacken, Blousen und Arbeits-hosen zu enorm billigen Preisen
Gustav Wehrauch
Forst i. L., Raristr. 3.

Herrn- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsjachen, Bestellungen nach Maß,
empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen
J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.
Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.
Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimnick, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Wir sind so gemein.

(Nach dem Englischen.)

Wir pflügen und säen! Wir sind so gemein,
zu schaukeln, zu graben im Grunde,
bis Wiese und Rain, bis Flur und Hain
von Früchten strotzt in der Kunde.
Wohl sehen wir's ein, wir sind so gemein,
und werden es niemals vergessen;
Wir kneien das Brod, wir schleifen es ein,
doch sind zu gemein, es zu essen.

Wir steigen hinein — wir sind so gemein —
in der Kohlen finstere Minen,
Wir graben das herrlichste Edelgestein,
das je noch in Kronen geschienen;
fehlt Geld im Schrein, wir schafften es fein —
Nicht die im Ueberflus schwimmen, —
Zum Zahlen sind wir nicht zu gemein,
doch viel zu gemein, um zu stimmen.

Wir sind so gemein, wir sind so gemein!
Doch mauern und bau'n uns're Hände;
zu des Reichen Haus fügen Stein wir an Stein,
zu Reich' und Palast ohne Ende!
Wir bauen das Schloß, wir schmücken es aus,
Wir müssen es scheuern und bohnen;
Wir sind zu gemein nicht, zu bauen das Haus,
doch viel zu gemein, d'rin zu wohnen.

Wir sind so gemein, o wir sind so gemein!
Doch spinnen wir Seide und Wolle,
Daß glänzend das Fein' um des Reichen Gebein
in wärmenden Falten sich rolle.
Wir kennen den Spruch, wir kennen den Fluch,
Was helfen uns Jammer und Klagen?
Wir sind zu gemein nicht, zu weben das Tuch;
doch viel zu gemein, es zu tragen.

Wir sind so gemein, o wir sind so gemein!
Doch wenn die Trompeten erklingen,
Da stellen wir Armen uns in die Reih'n,
das Schwert für die Reichen zu schwingen.
Wir sind so gemein! Doch setzen wir ein
das Leben, den Sieg zu erellen; —
zu tödten den Feind sind wir nicht zu gemein;
wohl aber die Beute zu theilen.

Wir sind so gemein — doch soll es so fein?
Soll's immer so bleiben auf Erden?
Dem Reichen den Wein, den Glanz und Schein;
Dem Armen nur Last und Beschwerden?
Wir sind so gemein. Doch sagen wir: nein!
Wir müssen die Rechnung beschließen.
Wir fällen den Schrein; und wir sollen's auch sein,
Unserer Arbeit Frucht zu genießen?!

Ein Spaziergang.

Von G. J. Uspenski. Deutsch von P. Stuckrynski.

[Nachdruck verboten.]

I.

„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß in dem Dorfe Zemeljanowo in einem Wirthshaus von dem Pächter desselben, Gawrila Kaschin, gefehrwidriger Verkauf von geistigen Getränken betrieben werde; Erw. Wohlgeboren benachrichtige ich hiermit davon und beauftrage Sie, den Sachverhalt an Ort und Stelle festzustellen und mich davon zu benachrichtigen.“

„Wie denn? Rußt Du wieder auf's Land?“ fragte eine zierliche, elegant gekleidete Dame, die über die Schulter ihres ebenso wie sie hübschen und jungen Mannes hinweg den Brief las, den der Polizeidiener soeben gebracht hatte.

„Ja!“
„Das ist ganz gut. Da machst Du wieder einmal einen Spaziergang. Das Wetter ist prachtwoll. . . . Ist's weit?“

„Zwei bis drei Werst.“
„Das wird Dir ganz gut thun. . . . Du sitzt den ganzen lieben Tag zu Hause. . . . Was lafest Du da eben?“

„Es war die letzte Nummer der Zeitschrift. . . . Ich las gerade einen sehr interessanten Aufsatz. . . .“
„Geh' nur, geh'! Mach' den Spaziergang!“ sagte die junge Frau in der Zeitschrift blätternd. „Ah. . . . da ist ja etwas von Turgenjew. . . . Das lese ich auf alle Fälle! Wie lieb! . . . Aus dem Volksleben? . . .“

„Wundervoll!“

„Ist der Diener zu Hause?“ unterbrach sie der Mann, der nach dem interessanten Aufsatz auf dem Sopha ausruhte. „Ich muß mich erkundigen, was das für ein Kunde ist — dieser Gawrila Kaschin.“

„Er ist da. . . . in der Küche. . . . Ah! „Nach Heine“. . . . Was ist denn das?“ „Das Lied vom Hemd.“

Sie seufzte und sagte nach einer Weile nachdenklich: „Der arme Kerl muß Strafe zahlen?“
„Wer?“ fragte der Mann ungeduldig, da er in den Worten der Gemahlin keinen rechten Zusammenhang entdecken konnte. „Wen meinst Du?“

„Den Bauern. . . .“
„Ah so! . . . Nun, — natürlich. . . . der muß brummen. . . .“

Um den Mann nicht weiter zu reizen, fügte die Frau hinzu:
„Wenigstens kannst Du Dich ein wenig erholen.“

II.

Am nächsten Tage machte sich der Mann auf den Weg. Der Spaziergang sollte zu Fuß gemacht werden. Um zwölf Uhr Mittags stand er mitten im Hofe und steckte die Hände in alle Taschen, um sich zu überzeugen, ob er auch Alles mitgenommen.

„Ja!“ sagte er und wandte sich an die Frau, die an der Schwelle stand. „Beinah' hatt' ich's vergessen: Gib dem Zwan unter keiner Bedingung die Zeitungen, von dem kriegt man sie dann nicht so leicht wieder heraus! . . . Hab' ich das Gesetzbuch mitgenommen?“

„Ich hab's zu den Akten gelegt. . . . Das ist doch das Buch mit Goldschnitt?“

„Ja, mit Goldschnitt! . . . Wo ist's nur. Hast Du es mir ganz bestimmt mitgegeben?“

„Schau doch nach. . . . ich glaube.“
„Na ja, da haben wir's, ich glaube! . . . Wie kann man nur so. . . .“

Der Diener, der den Herrn begleiten sollte, hatte die Akten unter dem Arm. Er sah nach und fand das Buch.

„Da ist's ja!“ sagte der Ehemann beruhigt. „Fehlt nichts? . . . Und die Cigarretten?“

„Die hab' ich auch mitgenommen,“ erwiderte der Diener.

„Also. . . auf Wiedersehen! Laß Dir die Zeit nicht allzu lang werden. . . . Auf meinem Schreibtisch liegt der neue Roman von Spielhagen: „In Reich' und Glied“. . . . Ein gutes Buch. . . . Lies es! Den Knüttel will ich nur auch mitnehmen; man ist hier vor Dieben nie sicher.“

„O ja, Spitzbuben giebt's hier mehr als ordentliche Menschen,“ meinte auch der Diener.

Während der Knüttel gesucht wurde, näherte sich der Gruppe ein junger Mann. Es war dies ein ehemaliger Seminarist, der aus dem Seminar ausgewiesen worden war; er lebte in großem Elend und wurde von allen seinen Verwandten verachtet und geschmäht.

„Zwan Petrowitsch,“ sagte er, „erlauben Sie, daß ich mit Ihnen gehe?“

„Oh, mit dem größten Vergnügen!“

Der Seminarist dankte. Bald war auch der Knüttel da und nach einer halben Stunde befand sich die ganze Gesellschaft mitten auf dem Wege. Es war ein heißer Sommertag. Ringsherum herrschte lautlose Stille. Der Seminarist unterhielt sich mit dem Diener, der ihm über die vielen Diebstähle in der Gegend erzählte.

„Woher kommt das wohl?“ fragte der Seminarist.

„Ach Gott. . . von dem großen Elend. . . . Weiber, die einen Topf Milch nach Hause tragen, werden von Dieben angehalten. . . .“

Der Seminarist versiel in Nachdenken. Der Beamte genoss die Schönheit der Natur und überdachte den Plan, wie er wohl am leichtesten den Sawrila Kaschin überumpeln und ihn womöglich auf frischer That ertappen könnte.

„Zwan Petrowitsch,“ sagte plötzlich der Seminarist, „ich wollte mit Ihnen über etwas sprechen.“

„Ueber was denn?“

„Ach. . . so. . . . Seh'n Sie. . . . Ich komme fast um vor Langerweile und möchte mir auch außerdem etwas verdienen, denn ich habe fast nichts zu essen. . . . Könnten Sie mir nicht durch Vermittlung Ihrer Bekannten irgend eine Anstellung verschaffen?“

„Was für eine Anstellung?“

„Ich möchte am liebsten eine Lehrerstelle annehmen. . . . Das entspräche am meisten meinen Neigungen. Ich weiß, daß ich das Geld ehrlich verdienen werde, das ich bekomme. Außerdem würde mir eine solche Beschäftigung viel Vergnügen machen.“

„Gut, ich will mal seh'n. . . .“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein. Sehen Sie nur, was für eine Finsterniß in den niederen Schichten des Volkes herrscht. Sollte denn da wirklich nichts, gar nichts zu machen sein? Man muß doch endlich einmal ernsthaft daran denken. . . .“

„Gewiß, gewiß!“ bestätigte der Beamte mit großem Interesse.

„Das Herz blutet ja einem beim Anblick all' der Noth und des Elends. Ich kenne das Volk, ich wäre bereit, ohne Gehalt zu arbeiten, wenn ich nur nicht Hungers zu sterben brauchte. . . . Man muß das Volk aus dem Schlafe aufwecken, es erziehen, seine guten Eigenschaften zur Geltung kommen lassen. Und es hat gute Eigenschaften, das weiß ich. . . .“

Der Beamte drückte in den wärmsten Worten seine Zustimmung aus, die den Seminaristen in noch größere Ekstase versetzten.

„Was für ein edler Mensch!“ dachte er zuletzt bei sich. „Es giebt also noch Menschen, die edel denken und fühlen!“

Sie näherten sich unterdeß einer Schänke, die an der Straße stand.

„Hier müssen wir Halt machen; vielleicht erfahren wir hier etwas,“ sagte plötzlich der Beamte, nachdem er eben irgend eine Phrase über Volksbildung ausgesprochen hatte.

„Man muß nur schlau zu Werke gehen, denn die Kanakillen sind auch nicht auf den Kopf gefallen. . . . Du,“ wandte er sich an den Diener, „bleibst draußen,

Du darfst Dich, mit den Akten unterm Arm, drinnen nicht zeigen! . . .“

Den Seminaristen versetzte das einigermassen in Erstaunen; er beruhigte sich aber bald wieder, hatte er es doch mit einem edlen, anständigen Menschen zu thun!

Im Wirthshaus saß hinter dem Schenkstisch eine junge Frau und schlummerte. Die Wände des kleinen Stübchens waren mit Fegen verschiedenfarbiger Tapeten beklebt; zwischen dem Schenkstisch und der Wand standen einige Fässer Wein; die Luft war mit Schnapsgeruch gesättigt; eine Menge Fliegen waren in der Stube.

„Guten Tag!“ grüßte der Beamte freundlich.

Die Wirthin erwiderte den Gruß in derselben höflichen Weise.

„Kann ich bei Ihnen ein Glas Bier trinken?“
„O ja, aber es ist nicht gut!“

„Ist's wenigstens kühl?“
„Na Gott, wie man's nimmt! . . . Sie können's ja kosten.“

„Bitte, bringen Sie mir welches!“

Die Wirthin entfernte sich. Der Beamte sah sich in der Schänke aufmerksam um.

„Die haben ihr Patent, . . .“ sagte er dann leise zu dem Seminaristen.

Dieser sah ihn verwundert an.

Bald trat in das Zimmer eine andere Frau, die sich später als die Mutter der Wirthin zu erkennen gab, verneigte sich tief und ehrerbietig und blieb schweigend dicht an der Thür stehen. Sie schien bald wieder fortgehen zu wollen. Sie blieb aber noch eine Weile, die beiden Gäste aufmerksam musternd, stehen und wußte mit großer Kunst die Aufmerksamkeit zu verbergen, mit welcher sie jeder Bewegung, jedem Worte der beiden „Herren“ folgte.

„Ist es weit von hier nach Zemeljanowo?“
„O nein, es ist nicht schlimm. . . . Im Gegentheil es ist sehr nahe, Väterchen. . . . Warum wollen Sie es aber wissen, Väterchen?“

„Ach. . . so! Wir machen einen kleinen Spaziergang. . . .“

Die Alte nickte mit dem Kopfe zum Zeichen des Einverständnisses.

Man brachte das Bier.

„Das Bier ist gar nicht schlecht,“ sagte der Beamte. „Wo bekommt man hier noch welches?“

„In Buschilowo,“ sagte die Alte nachdenklich, zwanzig Werst von hier. . . . Das ist das nächste Wirthshaus. . . .“

„Und in Zemeljanowo?“ fragte die Tochter mit gutmüthiger Miene.

„Wieso denn in Zemeljanowo?“ erwiderte die Alte mit schlaudem Lächeln; „da giebt's doch überhaupt keine Wirthshäuser.“

Der Beamte schlenkerte mit dem Bein und ergöbte sich am Anblick der beiden Frauen.

„Es müßte denn Jemand dort mit geistigen Getränken Handel treiben!“ sprach die Alte undeutlich und verlegen und der Seminarist bemerkte, wie ihre Augen einen lebhaften und strengen Ausdruck annahmen.

Die Tochter schwieg.

„Wir fragen nur so! Wir machen einen Spaziergang!“ erklärte der Beamte. „Der Herr da möchte gern in den Wald gehen,“ fügte er hinzu, auf den Seminaristen deutend.

„Das Wetter ist auch sehr schön. . . .“

„Und. . . sagen Sie, Mütterchen, — giebt's hier auch Wälder in der Nähe?“ fragte der Beamte und machte dazu das unschuldigste Gesicht von der Welt.

„Kleine Gebüsche sind wohl da, aber ordentliche Wälder giebt's nicht.“

„Wir sind auch mit Gebüschen zufrieden. . . . Wenn wir nur ein bißchen Schatten haben! . . .“

Die beiden Frauen nickten ihnen zu und tauschten mit einander verständnißvolle Blicke aus. Der Beamte bezahlte die Beche und ging hinaus. Was er erfahren wollte, das hatte er erfahren. Ohne sich im Geringsten zu geniren, blätterte er in den Akten, überzeugte sich, ob auch der Bleistift da sei und achtete gar nicht auf den Schreck der beiden Frauen.

„Ja, ja, machen Sie nur den Spaziergang!“ rief ihm die Alte nach. „Im Walde ist's jetzt wundervoll!“

„Wir sind auch mit Gebüschen zufrieden, . . .“ brummte der Beamte vor sich hin, indem er irgend etwas notirte. „Adieu, lebt wohl!“

„Viel Glück!“

„Das hättest Du auch für Dich behalten können!“ vernahm der Seminarist die Stimme der Alten, welche der Tochter Vorwürfe zu machen schien.

„Diese Kanakillen!“ flüsterte ihm der Beamte zu. Der Seminarist riß die Augen weit auf.

III.

An einem Ende des Dorfes Zemeljanowo stand eine Schänke, in der auf gesetzliche Weise Wein verkauft wurde. Der Beamte war überzeugt, hier die genauesten Informationen über Sawrila Kaschin einzuziehen zu können, der ebenfalls eine Schänke am andern Ende des Dorfes in einem einzeln stehenden, verlassenem Häuschen besaß.

Es war, wie gesagt, ein heißer Mittag; das Dorflein war öde; nur die Späßen flogen lautlos von einem Dache zum andern. Die großen Stuben in der Schänke, die für die erwarteten Gäste eingerichtet waren, standen heute leer. Drinnen stand hinter dem Schänktisch ein kleiner buckliger Mann, — offenbar der Wirth, — und unterhielt sich mit einem entlassenen Soldaten.

Der Soldat stand beim Eintritt des Beamten sofort auf, grüßte ihn militärisch und sagte lustig: „Guten Tag, Ew. Gnaden!“ Die Begegnung mit einem Beamten machte dem Soldaten offenbar ein großes Vergnügen; sobald sich der Beamte an einem Tisch niederlegte und ein Glas Schnaps bestellte, trat er sofort an ihn heran und begann ihm eine lange Geschichte zu erzählen von dem „alten Herrn“, von seinen Vorgesetzten, von den Kameraden, von den Uebungen, von dem neuen Herrn, bei dem er als Förster gedient habe u. s. w. Dann zog er aus dem Stiefelschuh ein Stück Papier heraus, reichte es dem Beamten und wartete, bis dieser es gelesen, in respektvoller Entfernung. Auf dem Blatt Papier stand geschrieben: „Anzeige: Er hat aus dem herrschaftlichen Walde Holz gestohlen und auf meine Frage, ob er nicht wisse, wem das Holz gehöre, widersetzte er sich mir.“ ... Darauf begann er davon zu erzählen, wie schwer es sei, mit den Bauern auszukommen, wie man ihn habe dafür tödten wollen, daß er das herrschaftliche Gut nicht habe stehlen lassen und daß er aus diesem Grunde alle Augenblicke sich genöthigt sehe, auf die Diebe zu schießen.

„Wie? — Zu schießen? ...“ fragte der Seminarist entrüstet, der bis jetzt schweigend gelauscht hatte.

„Ich ziehe immer auf ihre Beine, — gnädiger Herr! Das ist keine gefährliche Stelle. Wenn man ihn trifft, dann tödtet man ihn nicht. Aber eine Wunde kriegt er, daß er sich tüchtig krampfen kann! ...“

Der Seminarist rauchte und sprach nichts mehr.

Der Beamte dagegen stimmte dem Soldaten zu und sagte von Zeit zu Zeit: „Ja, ja! Da ist nichts zu machen! ...“ lachte über die Witz und schien sich überhaupt sehr gut zu amüsiren. Der Soldat wurde immer redseliger und unbefangener, als er sah, daß man ihm gern zuhörte. Zuletzt sang er dem „Herrn“ sogar ein lustiges, hochpatriotisches Soldatenlied war.

Gnädig hörte es der Beamte an, sprach mit dem Soldaten noch ein paar freundliche Worte und machte sich dann sofort an die Ausforschung des Wirthes. Der Wirth war froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinem Konkurrenten einen Schaden zuzufügen und beschuldigte ihn, Wein auf ungehörliche Weise zu verkaufen, obwohl er anständigshalber durch einige Phrasen die Anklage zu mildern suchte. Der Soldat bestätigte die Worte des Wirthes durch häufige Zwischenrufe: „Wie untersteht er sich nur! ...“ „Das ist nicht in der Ordnung! ...“ „Was Dir von Amtswegen zukommt, das magst Du nur ruhig nehmen, aber so geht's nicht, Bruder! ...“ „In unserem Regiment, Ew. Gnaden! ...“ u. s. f. Der Beamte ließ dem Soldaten Schnaps geben: Das belebte ihn noch mehr und rief alle seine Gefühle der Unterthänigkeit wach. Man machte sich daran, einen Plan auszumachen, wie man den Sawrila Kaschin am besten übertrumpfen könnte, er sollte gar nicht ahnen, wie er sich selber verrathen würde. Der Seminarist saß schweigend in der Ecke und war höchst entrüstet darüber, wie ein so anständig aussehender Mensch, auf den zu Hause die neuesten Nummern der liberalsten Zeitschriften warteten, in so gemeiner und gehässiger Weise auf den Schaden seines Nächsten bedacht sein könne; wie er mit einem Glas Schnaps den Soldaten bestechen könne, dieser solle zu Sawrilo Kaschin gehen, ein Glas Wein verlangen, sich mit dem Wirth in ein Gespräch einlassen und das Glas Wein nicht anrühren, bis er, der Beamte, gekommen sei.

Der Soldat war schon ein wenig betrunken und sagte zu Allem ja. Der Diener sollte mit dem Soldaten vorangehen, der Beamte wollte ihnen unbemerkt nachfolgen. Dafür sollte der Soldat zwanzig Kopelen bekommen.

Anfangs ging er led und lustig voran. Ihm folgte die ganze Gesellschaft auf dem Fuße; die Hitze und der Schnaps hatte dem Soldaten diese Begeisterung eingeblüht. Mitten im Dorfe aber war ein Brunnen, und da alle sehr ermüdet waren, so hat der Soldat um die Erlaubniß, ein wenig Wasser schöpfen zu dürfen.

„Bitte, bitte sehr!“ erlaubte der Beamte gutmüthig. (Fortsetzung folgt.)

Das Jahr 2000.

II.

B. S. Eine andere Art Widerlegungen Bellamys sind genau so abgefaßt, wie seine eigene Arbeit. — sie schildern gleichfalls in einer Art Erzählung das Leben im Zukunftsstaat, kommen natürlich dabei zu andern entgegengesetzten Resultaten wie jener. Aber auch ihnen ist derselbe Vorwurf wie in den eben betrachteten zu machen; sie finden Einzelheiten falsch, unzulänglich, undurchführbar u. s. w., — indem sie nun diese Falschheit, Unzulänglichkeiten z. B. beweisen oder zu beweisen glauben, meinen sie, sie hätten die Unmöglichkeit der sozialistischen Gesellschaft bewiesen. In der heutigen Gesellschaft nützt der Kapitalist sich selbst, indem er der Gesellschaft nützt, — dafür sind aber, wie uns die politischen Handlungsreisenden der Bourgeoisie, Richter, Fränkel und Konfanten belehren, die Kapitalisten auch gute Kerle. Sobald aber der Arbeiter auf Gleichheit basirte Freiheit und Selbstbestimmungsrecht erhält, dann wird er nichts Besseres zu thun haben, als seine

Mitmenschen, Staat und Gesellschaft und somit schließlich sich selbst zu schädigen. Mit einem Wort: die Arbeiter sind eine Rotte bössartiger Lumpenhunde und der Mensch fängt bestenfalls beim Polizisten an. Das Volk gleicht einer wilden Horde, die im Zaum gehalten werden muß, nur die Kapitalisten mit ihrer feinen Sitte repräsentiren die Kultur.

Die hunderterlei kleinen und kleinlichen Einwände gegen die Möglichkeit einer besser und scheinbar durchaus anders organisirten Gesellschaft, die heute gemacht werden, gleichen aufs Haar allen jenen Entgegnungen, die seit Jahrtausenden gegen alle neuen Erfindungen und Entdeckungen erhoben werden. Immer bisher hat sich gezeigt, daß es nur die Unwissenheit und die schäblichste Interessenwirtschaft war, die die Gegnerschaft gegen Neuerungen zeitigte. Auch die Arbeiter haben an manchen Orten gegen ihre besten Freunde, die Maschinen, gewüthet. Mit dem besten Willen hätten sie aber der Entwicklung keine Schranke ziehen können; außerdem haben sie übrigens zeitig genug eingesehen, welche unrichtige Meinung der Maschinenhaß war. — So wüthet der Kapitalismus jetzt gegen den Kommunismus, ohne seine Verbreitung in den Köpfen und in den Verhältnissen aufhalten zu können, so wird der Gelbbesitzer aber auch eines Tages die Unsinnigkeit seines Hasses einsehen lernen. Auch er hat Sorge, sei es auch nur um sein Kapital, das er jeden Augenblick, sei es durch die Krise, durch einen Krieg oder durch die „begehrlichen Massen“ gänzlich verlieren kann. Der ewige Krieg, den er mit Konkurrenten, Arbeitern und sonstwem führt, verbittert sein Gemüth auch. Trotz aller äußeren Scheins, aller rauschenden Vergnügungen, ja gerade deswegen, lebt er kein Dasein eines wahren Menschen. Freilich mag das die Masse nicht fühlen und deshalb ihren Dünkel nicht lassen, aber ist man weniger krank, weil man sich für gesund hält?

Alle Einwände gegen die sozialistische Gesellschaft gleichen den Behauptungen, daß ein Ding, ein Instrument unzumuthig oder unmöglich sei, weil es noch unvollkommen ist. Warum soll man die Idee eines Wagens verwerfen, weil Achsen und Räder noch nicht den höchsten Grad der Brauchbarkeit erreicht haben? Die sozialistische Gesellschaft wird wohl noch auf eine lange Zeit einem Wagen mit holprigen Rädern gleichen, vielleicht gar einem solchen mit Schleißen, wie ihn Ägypter und Babylonier benutzten, um die schweren Blöcke zu ihren Bauten und Bildwerken aus weiter Ferne herbeizuholen! Hätte man die heutige Ausbildung der Beihilfe, wenn damals ein neuemaltes Genie den Baumeistern vorgeredet hätte, daß die Fortbewegung von Lasten auf Schleißen der barste Unsinn sei — und wenn es damals nach diesem obergescheidten Genie gegangen wäre? Gewiß hat es damals, vor Jahrtausenden auch schon solche Klugreder gegeben, aber zum Glück kümmerte sich schon damals der praktische Mann auch so wenig um deren Geschwätz, wie er es heute thut.

Die erste „Widerlegung“ Bellamys in erzählender Form veröffentlichte der Redakteur der „Chicagoer Freien Presse“ Michaelis, ein Deutschamerikaner, dessen vierseitiger Schädel auch im Lande des Dollar vieredig geblieben. Seine Geschichte ist eine Fortsetzung der Geschichte Bellamys. Während dieser Herrn West seine Erlebnisse nur bis zu dessen bevorstehendem Eintritte in den Staatsdienst erzählt, und wir von den Einrichtungen der Gesellschaft meist aus zweiter Hand, nämlich aus dem Munde Dr. Leete's erfahren, giebt uns bei Michaelis nun West auf andere Weise gewonnene Erfahrungen wieder. Dieselben sind ganz und gar nicht dem Bilde des Dr. Leete entsprechend, er wird gründlich enttäuscht, insbesondere sind es die Erzählungen seines Vorgängers im Professorenamt. *) Dieser, ein Reaktionär, welcher die Menschen des 19. Jahrhunderts für glücklicher hält als die des zwanzigsten, ist zu Gunsten West's abgesetzt und — schredlich — zum Pöbel gemacht worden. Es zeigt sich, daß er im Rechte und das ganze System falsch ist, daß die Mehrzahl der Staatsangehörigen sich nach den Fleischtöpfen der freien Konkurrenz zurücksetzt und der Staat auch nur durch Gewalt und durch eine verschlagene Politik zusammengehalten wird. Von Gleichheit ist keine Rede (ein Einwand, der auch von sozialistischer Seite Bellamy zu machen ist), es herrscht eine erschreckliche Güntlingswirtschaft. Die Rechtspflege ist schauderhaft, die politische Opposition wird mit allen Mitteln niedergehalten. Eine ungeheure Arbeit macht die riesige Buchhalterei (auch dieser Einwand ist richtig und zeigt, daß der sozialistische Staat entweder kommunistisch oder nicht sein wird) und doch kann sie Tausch und demgemäß Bestechungen nicht abhalten. Der große bürokratische Apparat, die kurze Arbeitszeit, die Krankheitsimmunitäten bewirken, daß die Produktion und demgemäß das Einkommen im zwanzigsten Jahrhundert gegen das neunzehnte zurückgegangen sind. Da Bellamy die Scheidung von Stadt und Land beibehält, weil er in seinem Staate unterschiedlos alle technischen „Errungenschaften“ anbringen will, ohne Rücksicht darauf, ob nicht ein Theil derselben nach Fortfall der kapitalistischen Produktionsweise wieder auf ein verständiges Maß zurückgeführt werden wird, so herrscht natürlich auch ein gewisser Kampf zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung. Ueberhaupt thut niemand mehr, als er gerade muß. Dabei existirt eine radikale, kommunistisch — anarchistische Partei. Dieser allein läßt die Regierung etwas Spielraum, — als Popanz, damit die gesammte Volksmasse, die dem

*) Bekanntlich erhält bei Bellamy West die Professur der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

gemäß in der Mehrzahl nur aus Dummern bestehen kann, an ihre Führung zu fesseln. —

Wie man ohne viel Mühe sieht, zeichnet Michaelis nicht ein Bild des zukünftigen, sondern des heutigen Staates. Wenn Bellamy kein anderes Verdienst hat, so doch das, daß er dem jetzigen Entgegengesetzten zeichnet. — Michaelis hingegen porträirt die ganze verjüngte, jobbernde Bande, welche den heutigen Staat ausbeutet und das nicht nur in Amerika, wenn auch hier in der offensten Art. Die Unverschämtheit, die ganze heutige schwarzennde oder direkt raubende Sippe in den Zukunftsstaat hineinzupraktiziren, ist fast noch größer, als die Naivetät, zu glauben, es würde nicht Jedermann diesen ganz gewöhnlichen „Trick“ erkennen. Mit solchem Menschenmaterial ist in der That kein Zukunftsstaat zu errichten, zum Glück ist aber der Arbeiterstand schon heute moralisch jener geschilderten Gesellschaft überlegen. Sein fester Zusammenhalt, seine Opferwilligkeit, der ihn in Fleisch und Blut übergegangene Grundsatz „Alle für Einen, Einer für Alle“ beweist am besten, daß in einer Gesellschaft wo nicht der heutige Kampf ums Dasein die moralischen Anlagen mit Gewalt unterdrückt, das Gefühl der Solidarität überwiegen wird. Davon kann freilich ein mitten in der heutigen faulen „Gesellschaft“ lebender, zu ihr gehörender Zeitungsschreiber eine Ahnung nicht haben.

Gruselig ist Michaelis Schluß des Zukunftsbildes. Nämlich die „Radikalen“ erhalten im Staate das Uebergewicht, das sie mit Mord und Todtschlag einleiten — Dr. Leete ist eines der Opfer — und dessen Resultat die Einführung der „freien Liebe“ ist, — ohne die geht es ja bei fast keinem der Vertheidiger unserer jetzigen syphilitisch durchseuchten Gesellschaft ab. Ganz am Ende stellt es sich aber doch heraus, daß Alles in Allem Herr West doch bloß geträumt hat und daß er doch, wenn auch mit schwerer Mühe, am 31. Mai 1887 wieder aufgeweckt worden ist.

Es ist selbstverständlich, daß er sich freut, im neunzehnten Jahrhundert und nicht im Kommunistenstaate zu leben, der ihm „wie ein riesiges Zuchthaus am Abend vor einem Aufstande der Sträflinge erschien.“

Ebenso wenig originell wie seine „Kritik“ sind die positiven Aufstellungen des Verfassers. Es ist der alte manchesterliche Kohl von den immensen und einzigen Vortheilen des „freien Wettbewerbes“, wie man jetzt statt des in Verzug gekommenen Wörtchen „Konkurrenz“ mit Vorliebe sagt. Ein amerikanischer Eugen Richter, beide weder Genies noch Originale, noch gar Charaktere, sondern bloße professionsmäßige Vesperer.

Der ganze blödsinnige Standpunkt geht aus den Schlußworten der Schrift hervor:

„Ich beschloß ... vor allem zur Zufriedenheit zu mahnen, welche die einzige verlässliche Grundlage für menschliches Wohlbehagen bildet. Glückseligkeit ist ja viel unabhängiger von Wohlstand als viele glauben; ja in Wirklichkeit scheitert das Wohlbehagen nur zu oft an Ruhm und Reichtum. Ob wir uns glücklich fühlen oder nicht, das hängt größtentheils von unserer Lebensauffassung ab.“

— Das ist also der Weisheit letzter Schluß der sozialen Frage gegenüber! Jedes Wort hierzu wäre verloren.

Ein wenig geschweidet dreht seine Widerlegung Conrad Wilbrandt an. Herrn West setzt er einen Herrn Ost, Medlenburger, in Berlin lebend, entgegen, der durch das Kunststück der indischen Fakire, sich lebend begraben zu lassen und nach Jahr und Tag wieder aufzuerstehen in das sozialistische Deutschland von 2000 sich einpascht. Die „freie Liebe“ fehlt natürlich auch hier nicht, das Problem wird aber nicht rein thierisch, sondern auch psychologisch behandelt und schließlich finden Liebhaber und Liebhaberin im fernen Asien, das noch nicht kommunistisch ist, das Ziel ihrer liebenden Sehnsucht. Ost aber ist inzwischen Oekonomieinspektor für das ganze Reich geworden, weil sich herausgestellt hat, daß die Produktion der Lebensmittel rapid zurückgeht. Das ist natürlich bei den dämlichen Einrichtungen, die Dank Herrn Wilbrandt, der deutsche Sozialistenstaat aufweist, kein Wunder. Ein Hauptjammer ist, daß die Eier rar werden, weil kein Mensch dieselben abliefern oder überhaupt Hühner hält. Dieser eine Fall wird den Leser schon genügend aufklären, wie es mit der ökonomischen Weisheit des Buches beschaffen ist. Mit den anderen Lebensmitteln ist es ähnlich. Zwar wird dem Boden entsprechend produziert, da es aber kein Werthmaß und keine Kontrolle giebt, die Bewohner des sozialistischen Staates natürlich gleichfalls jämmerlich als gewissenlose Subjekte anzusehen sind, wird an Arbeit, Düngermitteln, Materialien u. mehr in den Boden hineingesteckt als herausgezogen. Resultat: Verarmung. Einziges Hilfsmittel: Export von Industrieartikeln nach Mittelasien, das dafür Getreide und Rohstoffe liefert. Wunderbar ist nur, daß man überhaupt noch einen Ueberfluß an solchen Artikeln hat. Sonst geht alles rückwärts und zu Grunde, keine Kunstwerke mehr, ja kein Kunsthandwerk. Was vorhanden, stammt noch aus den früheren Jahrhunderten. Als nun kriegerische Verwickelungen in Mittelasien den Import hemmen, geht der Staat durch die Revolution zu Grunde. Was schließlich wird, erfahren wir hier so wenig, wie bei der vorher betrachteten Erzählung. Der Schlußeffekt Wilbrandts ist aber gleichfalls eine Verkerrlichung des kapitalistischen Staates liberaler Couleur; — freie Konkurrenz, Wahlen der Natur ist die Parole; Aufhebung von Schutzzoll und Prämienwesen, die nur eine andere Form des Sozialismus sind, ist zu erstreben. Aus dem letzten Satze wird man das Maß der Kenntniß des Verfassers beurtheilen können, welches derselbe von seinem behandelten Gegenstande hat.

Eines fällt bei beiden Erzählungen gleichmäßig auf, nämlich daß Männiglich im sozialistischen Staate auf die Einrichtungen desselben schimpft, wodurch ja erst unsere Gewährsmänner in den Stand gesetzt werden, sich über die ihnen ganz neuen Verhältnisse zu unterrichten. Bei Michaelis finden wir zwar Dr. Leete und dann noch eine kleine Interessengruppe, nämlich die Produktionsleiter, welche den Staat zusammenhalten, aber gerade durch ihre geringfügige Zahl sowie durch ihre Handlungsweise bezugen dieselben uns, daß sie gar nicht auf dem Boden des Sozialismus erwachsen, sondern die direkten Nachfolger der heutigen Staatsleiter und Ausbeuter sind. Bei dem wie bei Wilbrandt aber nicht die geringste Bevölkerungsgruppe, welche ein direktes, unlösbares Interesse am ruestande des Staates hätte. Man macht sich über die Utopisten lustig, die jetzt nicht durchführbare, aber denkwürdige Einrichtungen der Menschheit andichten, ja sie für den Augenblick voraussagen, wo die Menschheit an solchen Einrichtungen ein allgemeines Interesse haben wird, — man überkipfelt selbst aber den Utopismus, indem man einen Staat als bestehend annimmt, an dem keine Bevölkerungsschicht ein Interesse hat. Wie ein solcher Staat überhaupt entstehen könnte, ist ein vollständiges Räthsel, wie er auch nur vier Wochen wirthschaften könnte, ein weiteres. Die Kritiker sind eben die größten Utopisten. Besteht der Zukunftsstaat einmal, dann war er notwendig; war er notwendig, dann werden aber alle Einwände, die man dagegen machen könnte, nicht vorhanden sein. Die Herren übersehen eben alle, daß es gar nicht darauf ankommt, daß irgend welche erfundene Einrichtungen unmöglich, sondern daß sie unnötig sind. Das fällt aber auch ihnen gar nicht ein. Sie reden alle von einer Verbesserung der sozialen Ordnung. Nun wohl, wenn sie diese angebliche „Ordnung“ nach ihrer Weise verbessern wollen, werden sie auch anderen das Recht lassen müssen, eigene Gedanken über gewisse Einrichtungen zu haben. Es war im allgemeinen immer das Vorrecht der Dummköpfe, mit Unmöglichkeiten um sich zu werfen, auf politischem Gebiete ist es leider bei den bürgerlichen Parteien ein Zeichen der Begabung, wenn irgendeiner recht viel „Beweise“ zusammenschaart für die „unmöglichen“ Ansichten anderer. Schade freilich, daß die ganze Frage nur eine Interessensfrage ist, die allein denjenigen überzeugt, der davon überzeugt sein will, — Jedermann glaubt was er hofft, im politischen wie religiösen Leben.

Auch wir können uns für Bellamy's Staat nicht erheben. Seine komplizirten, reglementirten Einrichtungen, seine Kasernenähnlichkeit etc., wengleich wir nicht verkennen, daß Bellamy sich bemüht hat, Mittel zu finden, das Unangenehme zu mildern und daß es sich im Bellamy'schen Staate jedenfalls durchschnittlich besser lebt als im heutigen, wo ja auch die große Menge der Bevölkerung thut was sie muß, nicht was sie will. Die Behauptung, heute könne der Mensch, insbesondere der Arbeiter, thun was er wolle, ist die frechste Lüge, die die Vertheidiger der heutigen Ordnung erfinden.

Trotz unserer Einwände gegen Bellamy behaupten wir nicht die Unmöglichkeit seiner Utopie. Sie ist ein Gebilde der Willkür, — aber was willkürlich erdichtet ist, kann auch anders sein und demgemäß steht einer Verbesserung des Verbesserungsbedürftigen nichts im Wege. Hauptangriffspunkt waren die Kontrolmaßregeln, die Bellamy ergreifen mußte, um jedem Staatsbürger zu seinem Theile am Staatseinkommen zu verhelfen — auch wir verwerfen sie, aber aus anderem Grunde. Eine Gesellschaft von Subjekten, die ohne dazu gezwungen zu sein, einander bei jeder Gelegenheit übervotheilt, die dementsprechend ausgebreitete Kontrolmaßregeln notwendig macht, ist weder Material zu einem sozialistischen Staate, noch wird unter ihnen eine Minderheit einen solchen Staat, wenn auch nur auf kurze Zeit, errichten können. Solange die Menschheit nicht kommunistisch denkt, sowohl bei Arbeit und Konsum, solange ist sie auch für eine besser organisirte Gesellschaft nicht reif und so lange ist es eben deshalb auch höchst unwürdig, daß sich Berufene und Unberufene über diese Frage die geehrten Querköpfe zerbrechen. Soviel steht nach unseren Erfahrungen jedoch fest, daß der Arbeiterstand für den Kommunismus reifer ist, als der Eigenthumspebel sich träumen läßt.

Soldatenbriefe.

Unser Braunschweiger Bruderorgan bringt den Brief eines Soldaten vom 2. Garderegiment Nr. 101 zu Dresden, der sich erschossen hat: „Ich fühlte mich veranlaßt, ein Paar Zeilen zu hinterlassen, da man sich fragt, warum ha' der das gethan, so muß ich hierauf antworten. Ich war 13 Tage (in) Billnik und habe mich wahrscheinlich erkältet, denn ich war förmlich wie gelähmt; es ist aber auch kein Spaß, einen Tag um den andern auf Wache und aus der warmen Stube in die Kälte, nimmt das vielleicht jemandem wunder, daß man sich da etwas zuziehen kann? Aber ich hatte ruhig bis zum Schluß des Kommandos gewartet. Da wir am Sonntag eintrafen und zwar mußte ich h rein gefahren werden, worauf ich mich am Montag in der Krankenküche untersuchen ließ, aber schön ankam und man starrte von „Simulant“ munkelte. Nun frage ich einen Menschen sind das Aerzte oder Stämper!!! Nun, wie gesagt, wie ein Vieh wird man behandelt. Spreche auch zugleich meine herzliche Gratulation für die tüchtigen Kräfte, die unten sind, aus: ich meine nämlich die Herren Einjährig-Aerzte, welche sich als solche ausgeben, aber keine sind, sonst wünschten sie nicht solches Unheil. Ich habe ja ausdrücklich gesagt, wo es mir fehlt, alles vergebens. Nun mag er auch die Verantwortung tragen.“

NB. Ergt. Morgner. Gewehr Nr 32. Man wird fragen, warum habe ich nicht mein eigenes Gewehr genommen? Nein, eben deshalb nicht, weil er schon sehr viel auf dem Herzen hat, was er nie wieder gut machen kann und schon schwere Strafen verdient hätte, wenn es aus Tageslicht gekommen wäre, denn wo er uns schlimmer als das Vieh behandelt hätte. Auch derjenige, welcher damals die Korporalschaft hatte, hatte ja einen thierischen Charakter, ist aber noch stolz darauf (Erinnerung an die Refrutenzeit!). Die Zeugen sind auch noch da, z. B. Schimmerling, denn da verging kein Tag, wo nicht jeder Ohrfeigen bekam und sogar mit dem Stock hat es (Schläge) gegeben. Es ist vorbei, aber er hat es auf dem Gewissen und die Nemesis wird ihn später oder früher erreichen, aber früher war man zu dumm.

Adresse meines Vaters: Leipzig, Köhniger Straße 6, Hof 3, links.

Könnte das Gewehr Nr. 32 nicht finden, darum habe ich meines genommen. Eine scharfe Patrone habe ich auch nicht können aufstreifen, sonst hätte ich mich durch die Brust geschossen und nicht so verstümmelt. Wohl dem, der gesund ist!!!!

Lebt wohl, Kameraden!

Es wahr ein schwerer Schritt, aber wohl überlegt, und war gezwungen, als hier zum Skaudal herumlaufen und da unten verkohlen lassen, da lieber todt, aber verdammt mich nicht.

Euer Kamerad

Paul Krahl.

— Der Leipziger Wähler druckt folgenden Brief ab:

„Lieber . . . Ich will Dir die ganze Sache erzählen, wie es mir gegangen ist. Wir mußten am Freitag Abend exerziren. Wie der Sergeant in die Stube trat, war das erste Wort: „Pimsen Sie die Leute, daß sie liegen bleiben, die Kerle; und wenn sie in die Pleiße laufen oder machen sonst was, das ist mir ganz egal!“

Und wenn die ganze Kompagnie krachen geht!“ — Wir fingen um 8 Uhr an zu exerziren, da sind wir „gepims“ worden ohne uns eine Minute zu rühren. Es war vielleicht 10 Minuten vor 10 Uhr, wo ich ohne Bestimmung hinfiel. Da hat mir der S. auch noch einen ganzen Krug voll Wasser über den Kopf gegossen. Da er aber nun sah, daß sein Wasser nichts half, schickte er nach dem Lazarethgehilfen. Dann haben sie mich ausgezogen und auf dem Schlaßaal geschafft, wo sie mir erst andere Wäsche anzogen. Der Lazarethgehilfe hat bis halb 12 Uhr an meinem Bett gesessen, wobei man alle Minuten erwartete, ich würde es alle machen. Aber es kam Gott sei Dank nicht so weit. Ich habe vielleicht bis halb 4 Uhr ohne Bestimmung gelegen. Als ich aufwachte, fühlte ich erst, daß ich im Bette lag. Am andern Morgen etwa halb 8 Uhr, als ich aufstand, ließ mich der Feldwebel zu sich holen und fragte mich, wie das alles gekommen wäre. Da hab' ich es ihm erzählt, dann ging ich in die Sour-Stube. Der Hauptmann war schon beim Stabsarzt gewesen und hatte mich tüchtig schlecht gemacht, ich führte ein verkommenes Leben, triebe mich die ganze Nacht draußen umher und wenn ich einmal exerziren mußte, fielen ich allemal um . . . Mir ist so etwas noch nie passiert, es war das erste Mal, daß ich umfiel. — Am Sonnabend ging das Exerziren natürlich weiter und da sind wir auch wieder gepims worden und es soll noch 14 Tage dauern. — Daß ich mich die Nacht draußen herumtrieb, ist nicht an dem: Wir haben schon seit dem 11. Januar kein Nachtzeichen bekommen und jeden Abend von 8 bis halb 10 Stunde gehabt. Da ist das gewiß nicht möglich . . .“ Am Schluß bittet der Schreiber seine Verwandten flehentlich auf Abhilfe zu sinnen: „Denn wie ich jetzt behandelt werde, ist kaum zu beschreiben.“

— Ein Rekrut vom 15. Artillerie-Regiment in Hagenau schrieb an seinen Vater einen Brief, dem folgende Stelle entnommen ist: „Hier wird's jeden Tag strenger und die Behandlung schlechter; heute Morgen hatte ich schon in aller Frühe Krach mit einem Unteroffiziere, weil ich neben dem Pferde stand und nicht putzte, was schließlich zum Ohrfeigen kam — was will man aber machen? Vergangenen Sonntag Morgen mußten wir in all der Kälte den ganzen Mist von ungefähr 4 Wagen mit den Fingern durchsuchen, so daß kein Strohalm mehr zu sehen war.“

Ueber die Vernichtung des Bauernstandes

bringt die „Münchener Post“ beachtenswerthe Mittheilungen. Danach nimmt die Verschuldung des Bauernstandes von Jahr zu Jahr zu; in gleichem Schritte wächst das Kapital der Banken. Damit schreitet die Proletarisirung der Bauern vorwärts, da Letztere, soweit ihr Besitz mit Hypotheken belastet, nicht mehr Besitzer, sondern Tagelöhner im Dienste des Kapitals sind. In Bayern liegen — niedrig geschätzt — etwa 2000 Millionen Mark Schulden auf Grund und Boden. Daraus läßt sich erkennen, welcher großer Theil des gesammten Bodens bereits aufgehört hat, Privateigenthum zu sein, da er Kollektiveigenthum der Banken ist. Er ist wohl noch Privateigenthum, aber der Ertrag gehört den Banken. Soweit Grund und Boden verschuldet sind, sind sie nämlich Kollektiveigenthum des in den Banken konzentrirten Kapitals. Mit zunehmender Verschuldung des Bauernstandes vermindert sich somit das Privateigenthum der Bauern an Grund und Boden. Es verwandelt sich in wirkliches, leibhaftiges Kollektiveigenthum, da die einzelnen Besitzer der Pfandbriefe nicht Eigenthümer dieser oder jener Parzellen, sondern Miteigenthümer des ganzen zu Gunsten der betr. Banken belasteten Bodens sind. So vollzieht sich unter unseren Augen die Verwandlung des

Privateigenthums an den Produktionsmitteln in Kollektiveigenthum. Vom Kollektiveigenthum der Banken zum Kollektiveigenthum der Gesellschaft ist nur mehr ein Schritt. Gegen dieses Kollektiveigenthum der Kapitalisten hat sich der Papsit in seiner Encklytika nicht gewendet. Sehr begreiflich. Der hohe Klerus ist Bundesgenosse des Kapitals; er selbst besitzt Pfandbriefe, wie die einzelnen Kirchen solche besitzen und wird somit in praxi das von ihnen theoretisch bekämpfte Kollektiveigenthum anerkennen und am Profit desselben partizipiren. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele Pfandbriefe und Obligationen der heilige Vater und sein Kardinalskollegium besitzen und wie groß damit ihr Antheil am Kollektiveigenthum ist. Das in den Bankinstituten organisirte Kapital härdet dem die Schuld seiner Vorfahren übernehmenden und wahrscheinlich vermehrenden Bauern drückende Lasten auf. Es verlangt Zinsen und befreit sich von jeglicher Last. Dies wird ihm durch unseren Besteuerungsmodus bedeutend erleichtert, da derselbe die Schulden des Besitzers nicht berücksichtigt, sondern als Vermögen desselben betrachtet und besteuert. Ein Beispiel: A. besitzt ein schuldenfreies, 20 000 Mark werthes Anwesen, B. ein gleichviel werthes, das aber mit 14 000 Mark Schulden belastet ist. Obwohl nun A. $3\frac{1}{4}$ mal so viel besitzt als B., muß Letzterer gleichviel Steuern und Umlagen bezahlen. Er muß somit seine 14 000 Mark Schulden nicht bloß verzinsen, sondern auch versteuern. So wird die Steuerlast zu Gunsten des Kapitals auf den Schuldner gewälzt, welcher außerdem bei den Beurkundungen die sehr beträchtlichen Staatsgebühren und Notariatskosten zu tragen hat. Würden bei der Steuerberechnung die Schulden in Abzug gebracht, dann träfen auf die Reichen billigerweise mehr Steuern und der verschuldete Bauer würde entlastet. Statt dessen vereinnahmen die Kapitalisten ihre Zinsen unverkürzt. Die Zinsen wachsen und bilden neues Kapital, das neuerdings die kleineren, ärmeren Grundbesitzer belastet. So wächst auf der einen Seite immerfort das Kapital, auf der anderen die Schuld. Dort der Reichtum, hier die Noth. Der steigende Reichtum Einzelner schafft die wachsende Armuth vieler. Zur Sommerzeit arbeiten die verschuldeten Bauern von Morgens 3 Uhr bis Abends 9 Uhr, quälen sich und ihre Kinder ab und doch bleibt ihnen in manchen Gegenden und in den meisten Fällen kaum so viel, daß es zur kümmerlichen Fristung ihres Lebens hinreicht. Sie plagen sich, um die Zinsen und Steuern zu erschwingen, durch deren Zahlung sie sich die Möglichkeit schaffen, auf der Scholle ihrer Väter bleiben zu dürfen, von der sie jederzeit durch Kapitalskündigung seitens der Banken vertrieben werden können. Sie züchten Kälber, Schweine, Hühner, Enten, Gänse — und leben größtentheils von Kartoffeln, Brot, saurer Milch und Zichorienkaffee; auf ihrem Tische haben sie kaum fünf Mal im Jahre Fleisch. — Der Kapitalist schneidet die Koupons ab, erhält dafür Geld, d. h. den krystallisirten Schweiß der verschuldeten Bauern und Arbeiter und genießt behaglich, was diese produziren, ohne es genießen zu dürfen. Würden die Banken die Hypothekenschuldner von ihren Anwesen treiben, was sie in tausend und abertausend Fällen könnten, so müßten sie als Besitzer dieser Anwesen Steuern und Umlagen bezahlen und so viele Auslagen für die Bewirthschaftung bestreiten, daß wohl kein Profit erwüchse. Nicht Humanität, sondern der nackte Egoismus hält also das Kapital von der sofortigen Besitzübernahme der verschuldeten Anwesen ab. Wer im Kampfe um's Dasein unbewaffnet ist, muß unterliegen.

„Arbeiter-Aristokratie.“

Es ist unter dem bestehenden System der Gewerbefreiheit und der freien Konkurrenz nicht möglich, daß sich irgend eine Gruppe von Lohnarbeitern dauernd über die Lage der Lohnarbeiterklasse erheben und erhalten könnte. Das organisirte und konzentrirte Großkapital beherrscht alle modernen Industrie- und Transportmittel. Das Großkapital ist profitwüthig. Es zahlt den Arbeitern nicht mehr als es muß. Das Großkapital kann wohlthun und daher unabhängige und widerstandsfähige Arbeiterkolonnen nicht gebrauchen. Es wünscht arme, abhängige, wehrlose „Hände“. Hat sich folglich eine Arbeitergruppe vermöge der Eigenart oder der Neuheit ihres Berufs, vermittelst der Organisation eine bevorzugte Stellung erobert, sind die Löhne und die sonstigen Arbeitsbedingungen einer solchen Gruppe wesentlich bessere, als die der übrigen Lohnarbeiter — so ist dieses Verhältniß nicht von Dauer; es sei denn, daß diese Gruppe sich sehr ernstlich bemüht, alle übrigen schlechter situirten Arbeiter in eine gleich gute Lage zu versetzen.

Kämmern die Bevorzugten sich nicht um ihre unglücklicheren Klassengenossen, ziehen sie dieselben nicht zu sich empor, so zieht deren Elend die vormals besser situirten zu gleich traurigen Verhältnissen hinab. Dies geht so zu. Das Großkapital zahlt nur sehr unwillig die höheren Löhne an die Lokomotivführer, Telegraphisten, Buchhalter oder an die Verfertiger elektrischer Instrumente oder an die Arbeiter irgend einer neuen Industrie. Andererseits macht die stetige Entwicklung der Technik durch Verbesserung vorhandener und Erfindung neuer Maschinen fortgesetzt eine Anzahl geschickter Arbeitskräfte arbeitslos. Diese wollen nicht hungern. Sie wenden sich neuen Berufen zu. Die Kinder der Mittelklasse, leidlich unterrichtet, aber ohne wesentliche Mittel, suchen nach Berufen. Was soll der hoffnungsvolle Junge werden? so fragt sich der Vater. Die alten Gewerbe befanden sich in trauriger Verfassung. Sie schätzen die Arbeiter nicht gegen Noth und Elend. Ich muß versuchen, den Jungen in eins der besser situirten Gewerbe unterzubringen.

Dasselbe Streben haben die durch neue Arbeitsmethoden überflüssig gewordenen u. s. f. Es wird also ein der Kapitalistenklasse sehr willkommener Zubrang zu den vormalig bevorzugten Gewerben stattfinden. Diese Situation wird von den Kapitalisten mit allen Kräften unterstützt. Das Angebot von Arbeitskräften in dem betreffenden Gewerbe besorgt das Uebrige. Wollen die vormalig Bessersituirten, vermittelt ihrer Organisation, die im Laufe der Jahre ausgebildeten Kräfte nicht aufnehmen, nicht in Funktion treten lassen, so provozieren die Kapitalisten einen Streik oder einen Arbeitsausschluss, bei welcher Gelegenheit die Reservearmee aufmarschirt und die Stellen der Ausstehenden besetzt. Es wäre dies nicht so leicht möglich, wenn die betreffenden Arbeiter-Aristokraten sich vor ihrem Fall um die Lage der übrigen Arbeiter gekümmert hätten; wenn sie dafür gesorgt, daß ihre Stellung jenen nicht besonders begehrenswerth erschienen wäre.

Das Elend der großen Masse zieht eben auch die Bessersituirten ins Elend hinab. Die Interessen aller Lohnarbeiter sind gemeinsam.

So kann man z. B. die merkwürdige Erscheinung beobachten, daß oft die qualifizirteste Arbeit schlechter bezahlt wird, wie ganz rohe Handarbeit. Sonst müßte bekanntlich der gelehrte Arbeiter besser bezahlt werden, wie der ungelernete, weil in seinem Lohn die Amortisirung des Bildungskapitals stecken muß, welches auf ihn verwendet ist. Das braucht dann nicht mehr zu geschehen. Das Bildungskapital wird eben nicht amortisirt. Am offenbarsten findet man das in den am meisten überfüllten derartigen Berufen, den Technikern und Kaufleuten, mit denen mancher Arbeiter nicht tauschen würde. Andererseits wird bei der schädlichen Wirkung der übermäßigen Arbeit auf die Gesundheit der Arbeiter ein wirklich kräftiger und körperlich leistungsfähiger Mann so selten, daß die Konkurrenz hier sehr gering ist und diese Arbeiter höhere Löhne erzwingen können.

Die Hungerkur.

Die geringeren Mehlsorten sind, wie der „Frankf. Ztg.“ aus Passau nachgewiesen wird, verhältnismäßig viel theurer geworden seit der Erhöhung der Getreidepreise, als es früher der Fall war. Das Publikum sucht durch Konsum geringerer Sorten sich das Brod wohlfeiler zu machen. Die größere Nachfrage nach diesen Sorten steigert unverhältnismäßig den Preis derselben. Im Jahre 1885 kosteten in Passau z. B. inländische Mehle mit süddeutscher Nummerirung

Nr. 0	1	2	3	4
31 Mr.	29 1/2 Mr.	28 Mr.	24 1/2 Mr.	18 1/2 Mr.

heute kosten dieselben

Nr. 0	1	2	3	4
38 1/2 Mr.	36 1/2 Mr.	35 Mr.	33 1/2 Mr.	30 Mr.

sonach war im Jahre 1885 zwischen 0 und 4 in Prozenten eine Differenz von 12 1/2, und jetzt eine solche von 8 1/2, Mr. ausgebrückt mehr

Ungarisches Mehl kostete im Anfange des Jahres 1885

loko hier	0	1	2	3	4	5	6	7	8	8 1/2
	36	34 1/2	33 1/2	32	30 1/2	29	27	26	24	22 Mr.

heute stellt sich dasselbe auf:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	8 1/2	
	41	40 1/2	40	39 1/2	39	38	37 1/2	36 1/2	35 1/2	34 1/2 Mr.

sonach war im Jahre 1885 zwischen 0 u. 8 1/2 in Prozenten ist die eine Differenz von 14 Mr. auffallendere.

Die Steigerung des inländischen Mehles Nr. 0 vom Jahre 1885 bis heute beträgt 7 1/2 Mr. (ca. 25 pCt.), während eine solche in der gleichen Zeit bei Nr. 3 11 1/2 Mr. (ca. 60 pCt.) ist. Bei ungarischem Mehl beträgt die Steigerung vom Jahre 1885 bis heute bei Nr. 0 5 Mr. (ca. 15 pCt.) und bei Nr. 8 1/2, 12 1/2 Mr. (über 50 pCt.). Es ist demnach im Allgemeinen der minder Bemittelte, welcher doch jedenfalls der Hauptkonsument der geringeren Sorten ist, bei der Steigerung viel mehr betroffen als der besser Situirte, welcher nach dem Preis weniger zu fragen hat.

Engel giebt das für die rationelle Ernährung eines Menschen nötige Quantum Brotgetreide auf 183,21 Kilogr. pro Jahr und Kopf an. Nach den Berechnungen Engel's und Zuraufschel's stellt sich nun heraus, daß das Quantum Brotgetreide (Weizen, Spelz und Roggen), welches nach Abzug des Saatgutes von der eigenen Produktion Deutschlands und der Mehreinfuhr für den Konsum übrig bleibt, sich im getreidezollfreien Jahre 1878 noch auf 218,11 Kilogramm stellte, im Jahre 1888/89 dagegen auf 170,24 Kilogramm und 1889/90 auf 162,25 Kilogr. gesunken ist. Das ist der Durchschnitt, und es ist zweifellos, daß die Kernsten der Armen noch unter dieses Maß fallen. Mit den obigen Berechnungen stimmen auch die von Peris überein. Nach alledem ist es klar, wie die Sache in Deutschland liegt. Schon jetzt geht der Brotkonsum des deutschen Arbeiters zurück, der pro 1889/90 in „normalen“ Zeiten, bereits 20 Kilogramm oder etwa 10 pCt. unter dem Existenzminimum stand, während der französische Brotkonsum fortwährend wächst, und im Jahre 1887/88, dem letzten, für welches uns die Zahlen vorliegen, 211,75 Kilogramm, d. i. 28 Kilogramm oder etwa 15 pCt. über dem Minimum betrug. Trotzdem hat man in Frankreich eine Zollermäßigung beschlossen, während sie bei uns abgelehnt ist.

Die Kartoffeln pro 1000 Kilogramm kosteten:

	März 1890	März 1891
Berlin:		
Frührothe unsortirte		
Brennkartoffel	17,50 Mr.	36,37 Mr.
Frührothe sortirte		
Speisekartoffel	23,33	55,00
Breslau:		
Schlesische Speisekart.	28,—	56,—
Magdeburg:		
Blaurothe sächsische		
Speisekartoffel	25,—	60,—
Brennkartoffel	20,—	42,—
Stettin		
Gelbrothe Kartoffel	25,—	52,—
Weißer Kartoffel	20,—	45,—
Brennkartoffel	19,17	40,—

Die Fleischpreise früher und jetzt. Der bayerische Geschichtschreiber Lorenz von Westenrieder veröffentlicht im Jahre 1783 in seinem Werke „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München“ den damaligen Preis der vornehmsten Viktualien und dahin gehörigen Dinge. In der folgenden Tabelle werden die damaligen Fleischpreise den heutigen gegenübergestellt.

	1783	1890
Lammfleisch	17 Pfg.	70 Pfg.
Rind- oder Rindfleisch	15	58-74
Kalb- oder Kalbfleisch	12 1/2	42-76
Schafffleisch	10 1/2	50-60
Schweinefleisch	15	70-80
Geländertes Schweinefleisch	40	130-260
Eine Henne	143	250-600
Ein Kapoun	184	400-800
Ein Hähnlein	17-34	80-200
Eine Gans	137	300-800
Eine Ente	69	180-350
Eine Taube	17	35-65

Die Königsberger Handelskammer schreibt in ihrem letzten Jahresbericht: Unsere Arbeiterbevölkerung befand sich infolge der Stockung des Getreidehandels bis zum Herbst in einer höchst ungünstigen wirtschaftlichen Lage, die durch die Theuerung der Lebensmittel, insbesondere der Fleischpreise, noch erheblich verschärft wurde. Die Milderung dieser Fleischtheuerung durch die Aufhebung des Verbots der Einfuhr russischen Viehs und amerikanischen Schweinefleisches erscheint dringend geboten. Der infolge der Theuerung eingetretene Rückgang des Fleischkonsums erblickt aus der in einer Petition des hiesigen Magistrats an den Herrn Reichskanzler angeführten Thatsache, daß auf dem Schlachthofe des hiesigen Fleischerwerkes vom 1. Januar bis 31. August

	1889:	1890:
Rinder	5 286	4 430
Schweine	22 734	13 011
Schafe	10 243	7 242
Kälber	10 973	9 175

geschlachtet wurden. Die lang anhaltende Beschäftigungslosigkeit der gewöhnlich im Getreidehandel thätigen Arbeiter zeigt der Umstand, daß die Königsberger Ortskrankenkasse für Krutcher, Faktore und gewöhnliche Arbeiter, deren etwa 1700 Mitglieder zu drei Vierteln bis sieben Achteln Getreidearbeiter sind, im Jahre 1890 an Beiträgen nur 22 000 Mr. — gegen 31 300 Mr. im Jahre 1889 — erheben konnte.

Verschiedenes.

Aus Thüringen wird geschrieben: Der meiningische Staat hat bekanntlich vor nicht langer Zeit die **Strinader Grifflbrücke** in Verwaltung genommen. Man hoffte, daß damit eine neue Aera für die Grifflindustrie anbrechen würde. Daß dem aber nicht so ist, geht aus einem Schreiben hervor, das ein Grifflmacher an die Redaktion des „Saalfr. Kreisbl.“ gerichtet hat und in dem es u. A. heißt: „Die Grifflmacher erhalten für 1000 Stück 14 Zentimeter lange Griffl 75 Pf. und für 1000 Stück 13 Zentimeter lange nur 65 Pf., und es darf jeder Arbeiter nur 20 000 Stück machen. Dies ergibt einen Wochenverdienst von 15 Mr. Daran partizipirt aber die ganze mitarbeitende Familie, die meistens aus 6 bis 8 Köpfen besteht, so

daß von diesem Lohne noch nicht einmal die dürftigste Kost bestritten werden kann. Bisher waren die Grifflmacher in der Arbeit nicht beschränkt und verdienten mit Familie wöchentlich nicht unter 20-25 Mr. Wo bleibt da die im Landtage verheißene Verbesserung der Lage der „Armen der Armen?“ Als ein Grifflmacher wegen Beschränkung vorstellig wurde und bemerkte, daß er und seine Familie mit 15 Mr. pro Woche nicht auskommen könnten, soll ihm gesagt worden sein: „Das sei gleichgültig, er könne dann anderswo Arbeit suchen.“ Weiter wird die Klage geführt, daß, nachdem die Grifflbrücke in staatlicher Verwaltung übergegangen seien, die Löhne niedrigere wurden, obgleich man eine Aufbesserung in Aussicht gestellt habe. Der Betrieb der Grifflbrücke hat aber auch für den Staat keinerlei Vortheile, da er mit seinen Preisen, die er stellt, nichts verdient, sondern noch zusetzt.

Die Volkszählung in Irland hat ergeben, daß die Bevölkerung dieser unglücklichen Insel sich seit der letzten Zählung im Jahre 1881 wiederum um eine halbe Million vermindert hat. Damals betrug die Zahl der Einwohner Irlands 5 174 836, und jetzt ist dieselbe auf 4 706 162 gesunken, eine Abnahme also von 468 674 Seelen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Bevölkerungszahl der Insel bereits 5 895 456 und im Jahre 1841 war dieselbe auf 8 175 124 gestiegen. Seit jener Zeit, besonders aber seit 1851 ist eine regelmäßige Abnahme der irischen Bevölkerung zu verzeichnen. Hunger und Auswanderung dezimiren die Menschen, und der englische Grundbesitzer bringt das Vieh an deren Stelle, und Schafe und Rinder weiden jetzt dort, wo einstmals die Dörfer der Irländer standen.

Das Schwitzsystem wird in dem jüngsten Jahresbericht der Fabrikinspektoren des Staates New-York folgendermaßen geschildert:

Das Geschäft des „Schwitzens“ wird an entlegenen Plätzen, in Schlafkammern und Hinterzimmern betrieben, so daß es schwierig ist, einzutreten und das Vorhandensein eines solchen Geschäfts zu konstatiren. Erfolgt eine Visitation, so verlegen sich Boß und alle „Hände“ aufs Stillschweigen und Achselzucken und wollen nichts verstanden haben, auch wenn man durch einen Dolmetscher zu ihnen spricht. Nichts anderes, als selbständiges Auskundschaften wird diese Art von Slaventreiben dazu bringen, dem Gesetz Rechnung zu tragen. Die kleinen, schlecht-ventilirten Zimmer, in denen sie arbeiten, sind überfüllt mit arbeitenden Frauen und Kindern. Ein Heizofen für Bügel-eisen ist gewöhnlich in voller Gluth. Im Winter sind die Fenster geschlossen, und keine Möglichkeit für Entfremung der gesundheitsgefährlichen Dünste vorhanden. Und diese Atmosphäre voll von Gestank und Unreinigkeit im besten Falle wird un-aufhörlich eingeathmet, wodurch oft neue Krankheiten unter den unglücklichen Insassen dieser Arbeitsräume sich einwurzeln und immer die Lebenszeit sowohl des Gesunden, wie des Kranken verkürzt wird. Es wäre wirklich schon schlimm genug, wenn dieser Zustand nur zehn Stunden im Tage anhalten würde, aber, wenn dies vierzehn, sechszehn Stunden und oft achtzehn Stunden per Tag andauert, und sechs oder sieben Tage in der Woche und während eines Zeitraumes von sieben bis acht Monaten im Jahr, dann ist die Gesamtschuld an Gesundheitszerstörung geradezu unermeßlich groß. Wenn jemals in diesem Lande eine Epidemie ausbricht, dann werden diese „Schwitz“-Shops als ein gewaltiger Faktor zur Verbreitung der Ansteckungskeime wirken. Die in solchen Shops hergestellten Kleider sind sehr dazu geeignet, Krankheiten zu verbreiten, umsomehr, als diese Waaren gewöhnlich von wohlfeiler Qualität sind und meistens an Leute verkauft werden, die nicht immer die Gelegenheit, selbst wenn die Neigung, dazu haben, gegen Ansteckung sich durch Reinlichkeit und gesunde Wohnung zu bewahren.“

Aus einem Vortrag des Dr. Engel über den Bonentarif bringen wir folgendes zum Abdruck: In der neulichsten Audienz hat der Finanzminister Dr. Miquel uns gesagt: „Ich habe mir durch amtliche Erhebungen feststellen lassen, daß in den großen Städten billige Wohnungen für die Arbeiter nicht mehr zu beschaffen sind.“ Die Herren Hausbesitzer sind freilich nicht dieser Meinung. Nun sind wir Nordländer in Bezug auf Wohnungsverhältnisse noch besonders ungünstig gestellt. Wir müssen den größten Theil des Jahres, ja, des Tages innerhalb unserer vier Wände zubringen. Damit wollen wir zusammenhalten, daß von 880 000 Wohnungen, die am 1. April 1890 vorhanden waren, 152 000 nur aus einem einzigen Zimmer bestanden, manche, aber durchaus nicht die Mehrzahl, mit einer Küche. Rechnet man noch dazu, daß die Familien noch Schlafzimmersen und Schlafmädchen aufnehmen müssen, wie kann da ein Wohnen an dem eigenen Heim entziehen? Wundern muß man sich nur, daß die Sittlichkeit unter so grauenhaften Zuständen nicht noch mehr leidet, als wirklich der Fall. Die Statistik lehrt uns noch, daß die Häufigkeit des Umzugs bei den kleinen Wohnungen immer mehr zunimmt. Kann man sich da wundern, daß der Mann die Aneipe aufsucht, wo er einen größeren Raum und helles Licht findet? Man verwundert ja, daß manche Berliner Kinder noch kein Kornfeld u. s. w. gesehen haben. Den Vogel Kalotte (Stiegflü) kennen sie nicht mehr von Ansehen, sie bezeichnen damit jetzt den Schutzmann.

Lese- und Diskutir-Klub „Süden“.

Sonnabend, den 27. Juni 1891:

Stiftungs-Fest

in „Keller's Hofjäger“, Hasenhaide.

Konzert, Festrede gehalten vom Reichstags-Abgeordn. J. Auer.
Fackel-Polonaise und Ball.
Herrn, die am Tanz theilnehmen, zahlen 50 Pfennig nach.
Anfang 5 Uhr. Die Kaffee-Küche ist von 4 Uhr an geöffnet. Entree 20 Pfg.
Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert im Saale statt.
Billets sind zu haben bei R. Perow, Grimmstr. 40; H. Christoph, Plan-Ufer 4; R. Kowalsky, Stallherstr. 5; Kolbe, Reichenbergerstr. 140; G. Zook, Mariannenstr. 21 und in den mit Plakaten belegten Handlungen.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein Herren-Garderobe-Geschäft verbunden mit großem Lager von in- und ausländischen Stoffen zu soliden Preisen.
Franz Trunz, Belle-Alliance-Platz 6a.

Restaurant zum „Zukunftsstaat“

Adolph Scholtz,
Kassanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nacht geöffnet).
Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte Uhrenfabrik

VON MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird roelle Garantie geleistet. Große Abschlüsse mit Pforzheimer und Hansauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren zu sabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle mein

Bier-Lokal und Destillation.

Zimmer (50 Personen fassend) für Vereine, Zahlstellen u. ist für jeden Tag frei.
Max Schayer, Reichenbergerstr. 54 (Ecke d. Lausitzerstr.)
„Vorwärts“, „Volks-Tribüne“, „Wahre Jakob“, „Glücklicher“ liegen aus.

Cigarren u. Cigaretten

Hamburger Shag u. Swaten Krusen.
W. Schweitzer, Rixdorf, Hermannstr. 153.
Den Parteigenossen empfehle beim Besuch von Friedrichsfelde mein

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter befindet sich jetzt Raumstr. 78, im Restaurant Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntag Vormittag von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungskommission.

Cigarren- und Tabakgeschäft.
W. Baum, Friedrichsfelde, Prinzen-Allee 15.
Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimnick, Jämmtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.